Nach Hause kommen

Nachbarschaften als Commons

Neustart Schweiz

Edition Volles Haus

«Von der Pantoffeldistanz im eigenen Umfeld zum planetarischen Netzwerk autonomer Territorien. Gut so! Es muss ja das Ganze neu gedacht werden – als eine andere Wirtschaftsweise, in der sich auch Lebensräume und Beziehungen neu strukturieren.»

Aus dem Schlusswort
von Silke Helfrich,
Commons-Expertin

Inhaltsverzeichnis

«Nach-Hause-kommen»-Prolog 5

Nachbarschaft 9

- Dichte ohne Stress 10
- Zusammenleben nach eigenem Geschmack 12
- Nahversorgung in Pantoffeldistanz 15

Commons 19

- Ressourcen gemeinschaftlich nutzen 21
- Elinor Ostroms Regeln 23
- Die Zukunft ist urban 27
- Die 5 Module des globalen Commons 29
- Aus Agglo Stadt machen 45
- 600 Territorien 45
- Planet 50
- Strukturen produzierender Commons 53
- Die Löcher stopfen – Plugging the Leaks 55
- Solidarische Landwirtschaft 56
- Regionalwert AG 57

Gesellschaft im Übergang 58

- Wieviele Ex- und Importe brauchen wir? 58
- Aspekte der Krise 60
- Den Zusammenbruch lustvoll gestalten 63
- Verantwortungsvolles Miteinander 71
- Krisentauglich werden 72

Umweltbelastungen 75
Wo sind die ökologischen Grenzen? 76
«Planetary Boundary Allowance» (PBA'06) 76
Ökologisch enkeltaugliches Konsummuster 78
Nachhaltigkeit à la carte 81
Verteilungsfragen 84
Konkrete Projekte 85
Bereits bewohnbar 85
In Planung 97
Umnutzen 101
Wie weiter 107
Stolpern und wieder aufstehen 111
Reif fürs Grand Hotel? 112
Commons-Gedanken von Silke Helfrich 123
Glossar 128
Anmerkungen 140
Anhang 150
Kennziffern Modellnachbarschaft 150
Landbedarf für Lebensmittelproduktion 151
Erweiterte Infrastruktur Mikrozentrum 152
Wohnungsmix 154
Bibliografie 156
Impressum 158

Du kommst nach Hause nach einem anstrengenden Arbeitstag. Du nickst den Mitbewohnerinnen zu, die im Eingang bei einem Kaffee oder einem Bier die letzten Sonnenstrahlen geniessen.

Jetzt betrittst du die grosszügige Lounge, wo du bekannte Gesichter beim Zeitungslesen, beim Schwatzen oder beim Billardspielen entdeckst. Der alte Lahcen sitzt im Fumoir, liest in einem Buch und raucht seine Zigarre. Du entdeckst Lisa und gibst ihr dein Smartphone, damit sie es bis morgen upgraden kann.

Düfte empfangen dich: George hat für morgen Mittag eine Currypaste gemacht, die frischen Abend-Baguettes kommen aus dem Ofen, das Ragù alla Bolognese köchelt in der Küche. Dein Blick schweift zum Lebensmitteldepot, das sich an den grossen Salon anschliesst: Heute wurde frisches Gemüse von der Landbasis bei Rafz geliefert. Am Take-away-Tresen gibt es frische asiatische Nudelgerichte, Moussaka, küchenfertige Salate, Hackbraten und Flammkuchen.

Paul schlägt dir vor, gemeinsam im Bistro zu essen. Du verschiebst deinen Einkauf fürs Frühstück, denn das Lebensmitteldepot ist ja rund um die Uhr offen.

Die älteren Mitbewohner schätzen es, dass sie gleich per Lift alles Lebensnotwendige erreichen können. Sie können sich gesellschaftlichen Anschluss aussuchen oder das Essen vom Take-away in die Wohnung mitnehmen, wenn sie lieber allein sein wollen. Es beruhigt sie, dass es eine Pflegeassistenz im Haus gibt, und immer jemand erreichbar ist.

Während du mit Paul und Fatima in einer ruhigen Ecke Moussaka und Flammkuchen geniesst, geht es weiter hinten, im Familienbereich, etwas lauter zu und her.

Nach dem Bistrobesuch schaust du noch in der Wäscherei vorbei. Dort liegt deine Bett- und Frotteewäsche bereit. Carlo, der gerade Waschdienst hat, gibt dir noch ein paar Tipps für deinen Arbeitseinsatz in der Wäscherei am kommenden Montag.

Deine Einsätze dauern jeweils zwei bis vier Stunden und sind kurzweilig, weil du immer wieder in andere Rollen schlüpfen kannst, unterschiedliche Arbeiten übernimmst und neue Mitbewohnende kennenlernst.

Momentan kommt das Betriebskonzept deiner Nachbarschaft mit sechs Stunden Gratisarbeit pro erwachsene Person und Monat aus, dazu kommt die Leistung der bezahlten Mitarbeitenden mit sechshundert Stellenprozenten. Insgesamt geht der Mix auf: Du sparst mehr Hausarbeit als die sechs Stunden, die du beisteuern musst, und hast erst noch den Komfort eines Viersternehotels.

Auch die Kosten stimmen: Du kannst im Bistro günstig essen und das Einkaufen erübrigt sich. Die Lebensmittel in der Nachbarschaft sind preisgünstiger als früher beim Grossverteiler, frischer, biologisch angebaut und du kennst die Produzierenden; mit ein paar Landeinsätzen pro Jahr gehörst du ja selbst ein wenig dazu.

An der Bar trinkst du noch ein Bier mit Dieter und Barbara. Die neusten politischen Kehrtwendungen werden besprochen, eine Versammlung zur Initiative für ein städtisches Kleinbussystem organisiert.

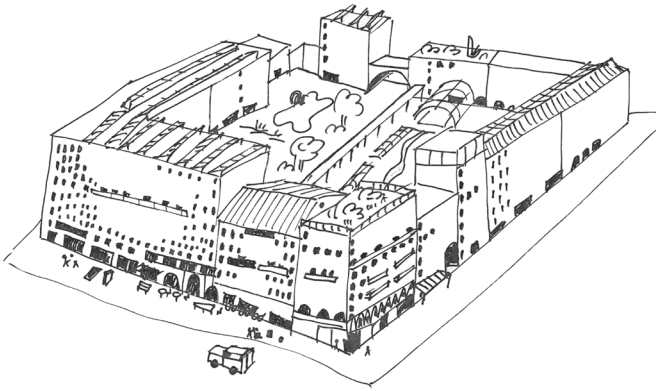
Toni empfiehlt die Enchiladas des mexikanisch inspirierten Restaurants der südlich angrenzenden Nachbarschaft. Du beschliesst, morgen dort zu essen: Mit der Nachbarschafts-App kannst du in allen Nachbarschaften des Quartiers essen gehen und musst nicht mal Geld mitnehmen. Voranmeldung ist allerdings erwünscht. Mit der

gleichen App kannst du alle kulturellen und sportlichen Aktivitäten, Reservationen und Arbeitseinsätze flexibel abrufen und planen. Kommunikation mit den Mitbewohnenden ist einfach, auch wenn du nicht in der Stadt bist.

Nun nimmst du den Lift nach oben in deine kleine, hübsche Dreizimmerwohnung, die du mit Alex teilst. Es gibt keine genormten Einbauküchen mehr, stattdessen stellst du dir deine Küche individuell mit Küchenelementen aus dem Lager im ehemaligen Tiefparkhaus zusammen. Früher hattest du einen grossen Kühlschrank und einen Herd mit vier Platten und Backofen. Aber da es im Mikrozentrum alles gibt, genügen der Minikühlschrank und das Zweiplatten-Réchaud ohne Backofen, was dir mehr Platz und tiefe Stromrechnungen beschert.

Auch im Bad ist weniger mehr: Da dein Stockwerk über ein luxuriöses Sprudelbad mit eingebauter Musikanlage und Minibar verfügt, haben die meisten Wohnungen nur noch Dusche und WC.

Du lässt dich in deinen Fauteuil fallen, hörst Philemon und Baukis von Michael Köhlmeier und willst bis morgen niemanden mehr sehen.



Wünschst du dir …
… ein Beziehungsnetz, auf das du dich verlassen kannst?
… bedürfnisgerechten, bezahlbaren Wohnraum?
… mehr Lebensqualität und mehr Zeit für dich?
… alles, was dir wichtig ist, in deiner Nähe?
… feines Essen ohne schlechtes Gewissen?
… deine Talente einbringen zu können?
… eine Arbeitsstelle, die zu dir passt?

Nachbarschaft

In diesem Buch lernst du einen konkreten Vorschlag kennen, wie ein enkeltauglicher, gediegener Lebensstil für alle Menschen möglich ist: In «sozial und ökologisch integrierten Nachbarschaften» ⇥ gestaltet die Bewohnerschaft gemeinsam ein genussvolles Leben und verbraucht dabei ohne grossen Aufwand wesentlich weniger Ressourcen.

Eine Nachbarschaft umfasst zwischen 350 und 800 Bewohnende. Sie ist als rechtliche Person, zum Beispiel als Verein oder Genossenschaft, organisiert und demokratisch strukturiert. Damit wird die Möglichkeit zur Partizipation und Mitentscheidung aller sichergestellt.

Eine Nachbarschaft befindet sich vorzugsweise in einem dichten Siedlungsgebiet der Stadt oder einer Agglomeration. Sie kann neu gebaut werden oder Platz in bereits bestehenden Gebäudestrukturen finden. Wichtig ist dabei, dass eine Palette an unterschiedlichen Wohn- und Haushaltsformen zur Verfügung steht, um den Bedürfnissen aller Bewohnenden gerecht zu werden.

Die durchschnittliche Wohnfläche ⇥ pro Person übersteigt 35 m^2 nicht. Darin inbegriffen ist neben den privaten Räumen auch ein Anteil an gemeinschaftlich genutzter Fläche.

Die Bewohnerschaft einer Nachbarschaft entspricht etwa dem demographischen Durchschnitt – so können Tendenzen zur Ghettobildung vermieden werden. Die Bewohnerinnen und Bewohner übernehmen Verantwortung und konkrete Aufgaben innerhalb der Gemeinschaft.

Ein zentrales Element ist die Anbindung an einen oder mehrere Bauernhöfe in der Nähe, also maximal 50 Kilometer entfernt, und auch dort ist die Mitarbeit von

Nachbarinnen und Nachbarn gefragt. Der Bauernhof beachtet biologische Richtlinien und stellt die Versorgung der Nachbarschaft mit den täglich notwendigen Lebensmitteln grösstenteils sicher.

Die Lebensbereiche Wohnen, Arbeiten, Versorgung und Freizeit rücken in der Nachbarschaft näher zusammen. Dies trägt wesentlich dazu bei, einen ökologisch verträglichen Ressourcenverbrauch zu realisieren. Alle wichtigen Dienstleistungen sind in Fussdistanz erreichbar, was bedeutet, dass die Nachbarschaft in Kreise für erweiterte Dienstleistungen, wie das Quartier →| und die Stadt eingebunden ist.

Die Nachbarschaft ist das kleinste Modul →| einer neuen Organisation von Ländern oder gar der Welt, welche auf dem gemeinsamen Haushalten basiert. Gemeinschaftlich genutzte Ressourcen, sogenannte Commons →|, bilden die Grundlage dafür. Die Nachbarschaft ist also weit mehr als ein Wohnprojekt.

Alles beginnt mit einer Gruppe von Menschen, welche sich von dieser Idee angesprochen fühlen und die genannten Wünsche in sich tragen. In einem partizipativen Prozess konkretisiert diese Gemeinschaft die Vision immer mehr und passt sie auf ihre Bedürfnisse und die vorliegenden Rahmenbedingungen an. Dabei kann Literatur, wie dieses Buch, oder können Nachbarschaftsexpertinnen unterstützend wirken.

Dichte ohne Stress

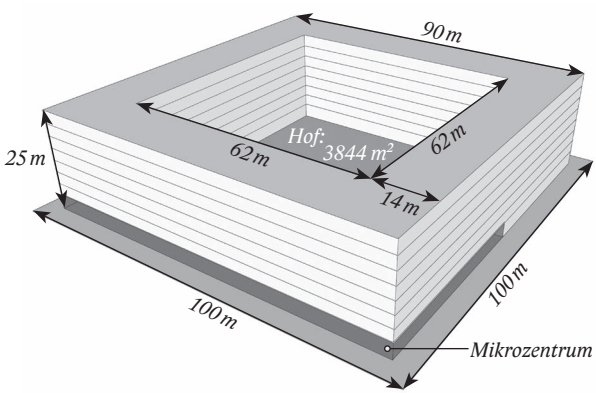
Unter Verdichtung wird heute meist nur verstanden, dass mehr Menschen auf weniger Fläche zusammenleben. Aus raumplanerischer und ökologischer Sicht ist dies absolut notwendig. Über die Lebensqualität, die so entsteht, sagt

dies aber nichts aus. Verdichtung ist nur wünschbar und erträglich, wenn auch die sozialen Beziehungen einbezogen werden. Mit Leuten, mit denen man nichts zu tun hat, möchte man nicht «verdichtet» werden. Wir wünschen uns eine höhere Dichte an Leben, an Kommunikation und an lustvollen gemeinsamen «Events». Dichte ist kein Dogma, sondern eine logische Bedingung für kurze Wege, häufige Kontakte und solidarische Zusammenarbeit.

Die Grösse der Nachbarschaft von rund 500 Personen in unterschiedlichsten Wohnformen erlaubt es, viele wichtige Dienstleistungen direkt vor Ort zu erbringen. Die alltägliche Lebensmittelversorgung, aber auch eine sinnvolle Nutzung von eigenen Gastrobetrieben, Kindergärten usw. wird dadurch ermöglicht. Es gibt auch soziale Gründe für diese Grösse: Sie erlaubt es den Bewohnenden, sich dazugehörig zu fühlen und lässt gleichzeitig den Rückzug in die eigene Privatsphäre zu. Weiter führt diese Anzahl zu einer gewissen Stabilität, welche die längerfristige Kooperation der Beteiligten möglich macht. Mit Unvorhergesehenem kann somit flexibel umgegangen werden. Die Organisation von 500 Personen benötigt zudem einen aktiv gestalteten Informationsfluss, zufälliger Austausch reicht nicht aus. Durch diese umfassende Kommunikation wird die Transparenz in der Nachbarschaft gefördert.

Eine beispielhafte bauliche Umsetzung ist eine kompakte Hofrandbebauung mit acht Geschossen, in der 500 Bewohnende auf einer Hektare Platz finden. Die Dichte wäre damit knapp zweimal höher als im Matthäus-Quartier in Kleinbasel, dem dichtesten Quartier der Schweiz[1]. Dennoch erlaubt diese Bebauung einen ruhigen Innenhof von 3800 m^2 und bietet zugleich ein spannendes Strassenleben an ihren Rändern und vielfältige Nutzungen im Erdgeschoss. Hochhäuser sind übrigens in ihren kom-

munikativen und sozialpsychologischen Aspekten äusserst begrenzt und sehr teuer in Bau und Unterhalt. Sie generieren kein Strassenleben und verursachen ödes Abstandsgrün in ihrer Umgebung. Es ist wichtig, dass Nachbarschaften auch in bestehenden Gebäuden aufgebaut werden. Die bauliche Struktur kann also variieren.



Volumetrische Skizze einer Modellnachbarschaft mit acht Etagen. Weitere Zahlen zu diesem Referenzmodell finden sich im Anhang unter «Kennziffern Modellnachbarschaft» Seite 150.

Zusammenleben nach eigenem Geschmack

In Nachbarschaften kann jeder Mensch so wohnen, wie er oder sie möchte. Möglich sind Pensionszimmer, Einraum- oder Familienwohnungen, Wohngemeinschaften oder Clusterwohnungen ⇥ sowie Wohnhallen ⇥ für zwanzig und mehr Leute. Wichtig ist eine grosse Vielfalt, damit eine ausgewogene Durchmischung von Generationen und Lebensformen möglich wird. Dies ist eine Voraussetzung, um eine Kultur des Teilens, der Zusammenarbeit und der

Solidarität zu stärken und gemeinschaftliche Nutzungen nachhaltig zu etablieren. Das lebenslange Wohnrecht ist trotz laufender Veränderungen der persönlichen Bedürfnisse möglich.

Ein typischer Wohnungsmix[2] setzt – aufgrund der aktuellen Situation einer grossen Anzahl an Einzel- und Zweierhaushalten in der Schweiz – einerseits auf kleine Wohneinheiten, andererseits auf grosse wie Wohngemeinschaften und Hallenwohnen. Den mittelgrossen Einheiten, wie der traditionellen 4-Zimmerwohnung, fehlt die nötige Flexibilität. Stattdessen werden durch zusätzlich nutzbare Zimmer wie Jokerräume ⇥ und Gästezimmer neue Möglichkeiten für eine Vielfalt an Lebenssituationen geschaffen. Die flexible und angepasste Ausnutzung des Wohnraums ist ökologisch gesehen ein wesentlicher Faktor, weil damit der Flächenverbrauch insgesamt gesenkt werden kann.

Nachbarschaften brauchen eine institutionelle Struktur. Eine mögliche Organisationsform ist die Genossenschaft. Je nach Situation kommen auch andere Rechtsformen in Frage: Aktiengesellschaft, so wie die Gemeinschaft Hard bei Winterthur organisiert ist, Gesellschaften mit beschränkter Haftung wie das Mietshäuser Syndikat, Verein von beteiligten Liegenschafteneigentümern, gemeinnütziger Verein wie etwa die Sargfabrik Wien, gemeinnützige Stiftungen, oder öffentlich-rechtliche Trägerschaften. Alle diese Institutionen sollten so verfasst sein, dass die Mitglieder ein umfassendes Partizipationsrecht haben und Renditeorientierung ausgeschlossen wird. Damit retten diese Rechtsformen Wohnungen vor Spekulation.

Um Doppelspurigkeiten und bürokratische Ferne zu vermeiden, ist es erforderlich, dass die juristische Person und die materielle Nachbarschaft deckungsgleich sind:

Eine Nachbarschaft entspricht einer Genossenschaft. Wenn eine Genossenschaft mehrere Nachbarschaften umfasst, entwickelt sich eine «Wohnbaukonzernlogik», welche die Selbstbestimmung und letztlich die Motivation der Mitglieder beeinträchtigt.

Eine Nachbarschaft von 500 Personen ist gross genug, um sehr effizient verwaltet zu werden. In einer weiteren Perspektive wird es für Nachbarschaften eine eigene Rechtsform brauchen, die insbesondere Zusammenarbeit und Verbindlichkeiten mit übergeordneten Modulen wie Quartieren, der Stadt, der Region regelt.[3]

Trotz ihrer umfangreichen Infrastruktur können Nachbarschaften erst in einem urbanen Kontext optimal funktionieren. Die Nachbarschaft strahlt ihre innere Lebendigkeit und Identität in die unmittelbare Umgebung aus. Integriertes Gewerbe belebt Aussen- und Strassenräume. Spazierende erfreuen sich daran, dass alle 5 Sekunden etwas Neues passiert.[4]

Nachbarschaften sollten an mindestens zwei Seiten an andere Nachbarschaften angrenzen. Nur so kann sich das Potenzial der Synergien in einem Quartier entfalten. Ohne diese lokale Zusammenarbeit riskieren Nachbarschaften zu isolierten Lebenswelten zu werden.

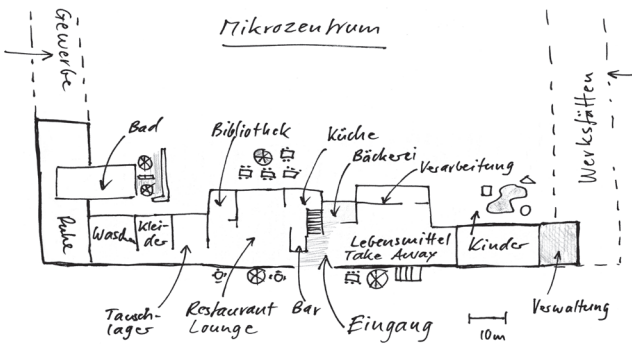
Es ist Aufgabe der Gemeinwesen, also der Stadt oder der Gemeinde, durch ihre Planung den urbanen Kontext zu garantieren, dies vor allem in den Agglomerationen.[5] Nachbarschaften bilden die Grundlage für die städtische Nahversorgung auch im Quartierkontext.

Es gibt auch viele Alltagsfunktionen, welche nicht von Nachbarschaften übernommen werden können oder sollen. Diese müssen aber trotzdem in Fussdistanz erreichbar sein. Beispiele dafür sind Schulen, Gesundheitswesen, staatliche Einrichtungen und spezialisierte Unternehmen.

Heimat braucht eine Form. Nachbarschaften verleihen einer Stadt ein Profil und schaffen klar strukturierten Siedlungssituationen und soziale Interaktion. Damit wird bei den Bewohnenden die Identifikation mit ihrem Lebensumfeld positiv gestärkt. Dies wirkt vielen Konflikten entgegen, welche aus übermässiger Anonymität und Verunsicherung entstehen können. Stattdessen fühlen sich die Nachbarinnen und Nachbarn dazugehörig und heimisch.

Nahversorgung in Pantoffeldistanz

Das Mikrozentrum ⇥ in der Nachbarschaft stellt die Nahversorgung mit Dingen des täglichen Bedarfs sicher. Betrieben wird es von Fachpersonen in Zusammenarbeit mit Bewohnenden. Wichtige Bestandteile des Mikrozentrums sind die Lagerungsmöglichkeiten für Lebensmittel, gastronomische Angebote, familienexterne Kinderbetreuung



Ein Mikrozentrum einer städtischen Blockrandnachbarschaft benötigt 1000 bis maximal 2000 m² Fläche. Details hierzu siehe Anhang: «Erweiterte Infrastruktur Mikrozentrum» Seite 152.

und weitere Einrichtungen wie professionell betriebene Werkzeug- und Haushaltgerätelager oder Leihbörsen für nicht alltägliche Dienste.

Die Lebensmittelversorgung von 500 Personen generiert theoretisch einen Jahresumsatz von 1,8 Millionen Franken (300 CHF × 12 × 500). Um diesen Umsatz bewältigen zu können, wird ein Lebensmitteldepot mit einer Angebotsfläche von rund 400 m^2 benötigt. Zusätzlich braucht es Lagermöglichkeiten und Platz für die Verarbeitung von Lebensmitteln. Gemäss einer deutschen Studie ist diese Form der Lebensmittellogistik, dort wegen ihrer Grösse «Regionalsupermarkt» genannt, ökologisch sogar besser als Hofläden, Wochenmärkte oder Bioläden.[6] Zudem werden Kühlräume benötigt, insbesondere für tierische Produkte.

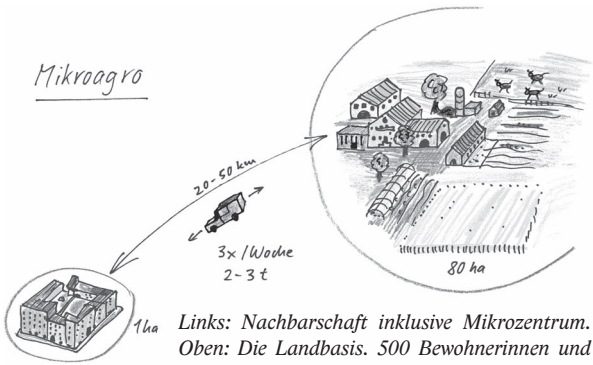
Investitionen von mehreren hunderttausend Franken sind erforderlich. Dies sind jedoch ökologisch nachhaltige Investitionen, da damit ineffiziente Kleinanlagen in den Wohnungen durch die effizientesten grossen Modelle ersetzt werden können. 45 Prozent des Foodwaste entfällt auf die Einzelhaushalte. Allzu viel auf Vorrat eingekauftes Fleisch, Käse, Gemüse oder Brot stirbt in den Kleinhaushalten einen stillen Tod. Der einfache und schnelle Zugang zu Lebensmitteln in der Nähe hilft, die Verschwendung zu verringern. Ausserdem werden die Bewohner nicht mit «Sixpacks» zum Mehrkauf verleitet.

Da an das Lebensmitteldepot einer Nachbarschaft eine Grossküche mit Restaurant/Bar/Café angeschlossen ist, wird die Ökobilanz zusätzlich verbessert: Die Kochenden können jene Produkte verarbeiten, die aufgebraucht werden müssen und den saisonale Spitzen im Anbau mit Haltbarmachen entgegen treten. Die Kette vom Acker bis in den Magen kann geschlossen werden.[7]

Sobald ein Netz von Nachbarschaften besteht, können die Bewohnenden einer Nachbarschaft auch von den Dienstleistungen der umliegenden Mikrozentren profitieren. Jedes Zentrum wird seine eigenen saisonalen Spezialitäten haben: Spargeln aus Rafz, Olivenöl aus Palästina oder Yak-Wurst aus dem Prättigau: Der Besuch lohnt sich. Es wird zudem vielfältige Möglichkeiten für professionelle und freiwillige Arbeit geben, die gleichzeitig interessant und notwendig ist: Betreuung des Lebensmitteldepots, Verarbeitung, Konservierung, Zubereitung für den Takeaway, in Restaurant/Bar/Mediathek, in Secondhand-Depots usw. Zugleich bieten solche sozialen Zentren neue Chancen für kommerzielle Kleinbetriebe aller Art, die sich als sinnvolle Ergänzung anschliessen können.

Auf dem Land entsteht komplementär zum Mikrozentrum eine Landbasis →, wo Bäuerinnen und Bauern ihre Produkte sammeln, aufbereiten, abpacken und gemeinsam abtransportieren können. 500 Konsumentinnen und Konsumenten haben theoretisch einen Bedarf von rund 900 Kilogramm ungerüsteten Lebensmitteln pro Tag. Auf die Versorgung durch die Landbasis entfällt nur etwa die Hälfte, weil in dieser Berechnung auch Lebensmittel aus anderen Quellen enthalten sind. Wenn alle zwei Tage geliefert wird, ist für den ganzen Transport nicht mehr als ein kleiner Lieferwagen nötig. Grössere Lieferungen von lagerbaren Gütern, wie etwa Getreide, können je nach Situation auch per Cargo Domizil im Stückguttransport erfolgen. Die Landbasis entwickelt sich parallel, wie das Mikrozentrum, zu einem sozialen und kulturellen Zentrum: Ferien oder Schule auf dem Bauernhof, Landgasthof, Angebote für Stadtkinder, Mitarbeitsmöglichkeiten, ein landwirtschaftliches Ausbildungs- und Medienzentrum und vieles mehr ist denkbar.

Das Modell, das zugleich Nachbarschaften versorgen und die Schweizer Landwirtschaft mit einem zuverlässigen Abnahmesystem versehen kann, nennen wir Mikroagro: Eine Nachbarschaft von rund 500 Menschen braucht zur Versorgung mit den wichtigsten Lebensmitteln eine Agrarfläche von ca. 60 bis 100 ha.[8] Der Flächenbedarf ist insbesondere abhängig vom Konsum tierischer Produkte.



Links: Nachbarschaft inklusive Mikrozentrum. Oben: Die Landbasis. 500 Bewohnerinnen und Bewohner der Nachbarschaft können mit einer Landwirtschaftsfläche von etwa 80 ha mit einem Grossteil der Lebensmittel direkt versorgt werden.

Im Idealfall ist es ein grosser, diversifizierter Bauernhof, der seine Ernten in das Lebensmitteldepot einer Nachbarschaft liefert.[9] Es gibt bereits gut funktionierende Ansätze im Kleinen.[10] Auch wenn von der Transportlogistik her ein einziger Betrieb pro Nachbarschaft am einfachsten wäre, können sich auch mehrere, möglichst benachbarte Betriebe, die Belieferung teilen. Die rechtliche Form kann je nach Nachbarschaft variieren. Möglichkeiten sind Vertragslandwirtschaft, gemeinsame Genossenschaft, Bürgeraktiengesellschaft à la Regionalwert AG oder der Betrieb durch die Nachbarschaft selbst.

Commons

Der Begriff «Commons» wird zusehends im deutschen Sprachraum verwendet. Er stammt aus dem Englischen und wird oft mit dem etwas unglücklich gewählten Begriff «Gemeingüter» übersetzt. Commons werden hierzulande auch Allmende, in gewissen Regionen Allmend, Allmeinda oder Allmeingut genannt. Doch das lässt uns an Alpweiden mit weidenden Kühen denken und wird weder der Vielfalt noch den Möglichkeiten der Commons gerecht. Open-Source-Software, Wikipedia oder das Internet sind moderne Commons.

Commons sind nie nur im Besitz eines Einzelnen, sie werden von Gemeinschaften genutzt, die sich zum Beispiel als Genossenschaften organisieren können. Solche Gemeinschaften können sehr gross sein, es können auch Netzwerke oder globale Verbünde sein, etwa um die Natur oder saubere Atemluft als allgemein nutzbare Commons zu erhalten. Und gerade hierbei lässt sich leicht ein Problem erkennen, dem man grosse Beachtung schenken muss: Wenn sich jeder beinahe ohne Konsequenzen bedienen kann, wird die Luft verschmutzt und die Natur ausgebeutet. Deswegen brauchen Commons immer selbstbestimmte Regeln.

Nicht alle Commons werden durch Nutzung strapaziert. Etwa immaterielle wie Bildung und Wissen erfahren dadurch vielmehr eine Stärkung. So können wir beispielsweise nur erahnen, wie enorm der «Satz des Pythagoras» Geometrie und Mathematik weitergebracht hat. Der Philosoph hat ihn mit grösster Wahrscheinlichkeit ja nicht einmal selber erarbeitet. Er war aber von der Erkenntnis so begeistert, dass er sie verbreitete, was wir mit der Na-

mensgebung würdigen. Erkenntnisse können sich also durch Teilen vermehren. Doch viele Commons verlieren an Potenzial, wenn sie übernutzt werden. So könnte sich der Fischbestand in den Weltmeeren, ein globaler Commons, immer wieder regenerieren. Durch Überfischung nimmt er jedoch dramatisch ab. Wird dieser Übernutzung kein Einhalt durch Vernunft oder staatliche Intervention geboten, droht den Fischen die Ausrottung.

Beispielsweise Gemüse kann als Commons im demiurgischen Verfahren ⇥ angebaut werden: Die Gemeinschaft pachtet Land und stellt Gemüsegärtnerinnen an. Was angebaut wird, wird in der Gemeinschaft gerecht und bedürfnisorientiert verteilt. Es wird also nicht Gemüse zu Markt getragen, vielmehr finanziert die Gemeinschaft die Arbeit und geniesst die Erträge. Vor allem aber teilt sie das Produktionsrisiko. Und wenn sie will, kann sie auch mitarbeiten, um die Kosten tief zu halten. Auf diese Weise lassen sich etwa eine Schreinerei oder ein Laden betreiben, oder lässt sich Wein produzieren; was auch immer. Man kann aber auch etwa Geräte gemeinschaftlich anschaffen und sie sich nach Bedarf ausleihen; so wie das beispielsweise Mobility mit dem Car-Sharing auf einer sehr erfolgreichen Art und Weise vorzeigt. Mobility ist ein Commons seiner rund 127‘000 Mitglieder.

Strassen und Pärke etwa in Städten sind öffentliche Dienstleistungen, die über Steuern finanziert werden. Wir alle bezahlen also einen «politischen Preis» für die Nutzung dieser Form von Commons. Damit der Verkehr nicht kollabiert, gibt es Signalanlagen, Polizisten und Parkwächter, die im Park zum Rechten schauen. Um Commons zu erhalten, braucht es von der Gemeinschaft akzeptierte Regeln, die mit gesundem Menschenverstand, mit «common sense», durchgesetzt werden.

Ressourcen gemeinschaftlich nutzen

Bis der Mensch das Privateigentum erfand, wurden alle wichtigen Ressourcen gemeinschaftlich genutzt. In unserem Alltag erkennen wir noch Überbleibsel davon wie Schulbildung oder Kultur. Die Forschung zeigt ein nicht mehr genutztes Potenzial: Menschen kooperieren, wenn man sie lässt. Sogar Biologen anerkennen die Rolle der Kooperation in der Evolution.[11] Der Kampf aller gegen alle ist ein Mythos.

Wir sehen Commons nicht als Ergänzungen zur Marktwirtschaft, sondern als Konzept für die Demokratisierung aller wesentlichen Wirtschaftsbereiche. Alles kann zu Commons werden: Statt Waren werden dann Commons produziert. Um das Leben in dieser Weise gemeinsam zu gestalten, werden durch Partizipation alle Menschen in die Gestaltung von wirtschaftlichen Vorgängen integriert werden. Es geht um soziale Vereinbarungen unter allen Beteiligten – und für die Nutzung der Commons werden Regeln benötigt. Es gibt kein Patentrezept, weil Commons ganz unterschiedliche Eigenschaften haben können, dennoch kann bereits auf eine grosse Sammlung von Erfahrungen zurückgegriffen werden.[12]

Commons können nur bestehen, wenn sich Gemeinschaften um sie kümmern. Commons sind nicht einfach, sie müssen immer wieder neu ausgehandelt werden. «Commoning» als sozialer Prozess der Schaffung und Verwaltung der Commons ist entscheidend für ihr Funktionieren.

Im Zentrum der Commons steht das gemeinsame Produzieren im Sinne einer Herstellung und Kultivierung im Einklang mit der Natur und der Gesellschaft.[13] Der Kreislauf von Produktion und Konsumation wird mit Hilfe von

sozialen Institutionen geschlossen. Die Mitwirkung der Konsumenten muss, zum Beispiel in der Lebensmittelproduktion, persönlich – oder wenigstens institutionell – eng vermittelt sein. Wir werden Prosumenten, oder französisch: Consommactrices und consommacteurs.

Bei Commons geht es um teilen statt tauschen. Menschen werden nicht als Tauschtiere geboren. David Graeber[14] belegt in seiner Untersuchung, dass ursprüngliche Gesellschaften Güter teilen. Fast alle traditionellen Gesellschaften teilen Lebensmittel.[15] Sogar Schimpansen teilen das Futter, wenn auch nach einigem Theater.[16] Tausch, Handel, Geld und Schuldwirtschaft entstehen erst unter Herrschaftsbedingungen, also unter Zwang. Naturwüchsiger Tauschhandel ist ein Mythos. Er soll nur die Einführung von Geld als «praktischem» Tauschmittel rechtfertigen.

In Wirklichkeit wurde Geld hauptsächlich als Kontrollinstrument von herrschenden Klassen (Steuern, Besoldung von Soldaten und Beamten usw.) eingeführt. Teilen ist natürlich nur möglich, wenn es stabile Gemeinschaften gibt, die das Teilen gerecht und langfristig organisieren können. Wir brauchen also nicht vorrangig bessere Tauschmittel, sondern funktionierende Gemeinschaften des Teilens.

Das ursprüngliche genossenschaftliche Prinzip ist, dass alle beitragen, was sie können und bekommen, was sie brauchen. Es funktioniert nur, wenn Beitragen und Bekommen institutionell geregelt und kontrolliert werden.[17]

Produzierende und Konsumierende entscheiden gemeinsam, was produziert werden soll. Dies umschreibt das demiurgische Prinzip →. Wir alle sind gegenseitig Angestellte und Unternehmerinnen zugleich. Für eine möglichst enge Zusammenarbeit ist intensive Kommuni-

kation und partizipative Planung etwa für Anbau oder Produktionsablauf erforderlich. Commons-Gemeinschaften können nicht autark bestehen, eine Einbettung kleinerer Commons-Kreis in grössere ist notwendig. Letztlich ist der ganze Planet unser Common. Im Prozess muss herausgefunden werden, wie alle verschiedenen Commons interagieren sollen.

Das Resultat der Commons ist eine grössere individuelle Lebensqualität durch gemeinsame Nutzung. Ähnlich wird dies auch durch das Konzept des «Buen Vivir» →| oder «Vivir bien» beschrieben.[18] Wir können damit auch an eigene oder andere Traditionen anknüpfen, zum Beispiel an die Alpgenossenschaften in der Schweiz oder die Ejidos[19] in Lateinamerika. Während Commons in kleinen Gruppen spontan funktionieren, braucht es bei einer grossflächigen Einführung transparente Strukturen, Rahmenbedingungen und Regeln.

Elinor Ostrom hat nach ausgedehnten empirischen Forschungen die sieben nachfolgenden Regeln herausdestilliert, die das Gelingen der Commons fördern. Die Professorin für Politikwissenschaft wurde 2009 mit dem Nobelpreis für Ökonomie gewürdigt: Ostrom habe gezeigt, «wie gemeinschaftliches Eigentum von Nutzerorganisationen erfolgreich verwaltet werden kann». Sie ist Mitte 2012 kurz vor ihrem 79. Geburtstag gestorben.

Elinor Ostroms Regeln[20]

1. Es gibt klar definierte Grenzen und einen wirksamen Ausschluss von externen Nichtberechtigten.
2. Die Regeln bezüglich der Aneignung und der Bereitstellung der Allmenderessourcen müssen den lokalen Bedingungen angepasst sein.

3. Die Nutzer können an Vereinbarungen zur Änderung der Regeln teilnehmen, so dass eine bessere Anpassung an sich ändernde Bedingungen ermöglicht wird.
4. Überwachung der Einhaltung der Regeln.
5. Abgestufte Sanktionsmöglichkeiten bei Regelverstössen.
6. Mechanismen zur Konfliktlösung.
7. Die Selbstbestimmung der Gemeinde wird durch übergeordnete Regierungsstellen (bzw. Commons-Institutionen) anerkannt.

Die Regeln sind hart, aber fair. Es gehören nicht einfach alle dazu. Es geht nicht ohne Überwachung und Sanktionen. Wobei Sanktion nicht Bestrafung heissen muss, meist sind auch andere Massnahmen, wie zum Beispiel zusätzliche Unterstützung bei Problemen der Regeleinhaltung, oder nur schon regelmässige Rückmeldungen ausreichend. Es geht vor allem nicht einfach spontan.[21]

Regel sieben ist besonders wichtig. Sie postuliert eine Einbettung kleinerer Module in grosse. Sie soll verhindern, dass lokale Lebenswelten sich abschliessen und sogar miteinander in Konkurrenz geraten. Es bestünde sonst die Gefahr, dass sich Commons-Gemeinschaften als Einzelfirmen verstehen, wie es mit Genossenschaften schon geschehen ist. Regel 7 gibt jedem einzelnen Mitglied die Sicherheit einer Rekursinstanz ausserhalb der eigenen Gemeinschaft, relativiert damit die implizite oder explizite soziale Kontrolle. «Small» ist nicht immer «beautiful».

Die Regeln sollen auch die 3 B‘s neutralisieren, die etwa heutige Alpkorporationen vergiften können: Bestechung, Bevorteilung und Bedrohung. Ein gutes Instrument sind möglichst viele anonyme Abstimmungen, vor allem in kleineren Genossenschaften. Regeln dürfen nicht als Ausdruck von Misstrauen verstanden werden. Sie sol-

len vor allem Schwächere schützen und die Entwicklung von Machtklüngeln und Mauscheleien verhindern. Auch wenn es die Delegierten oder Vorstandsmitglieder selbst gewählt hat, fühlt sich das einzelne Mitglied schnell einsam und machtlos. Schon das Vorhandensein einer internen Mediationsstelle kann Konflikte verhindern oder den Einzelnen das Gefühl des Getragenseins geben. Institutionen, die sich mit Commons und Commoning beschäftigen, gibt es schon heute, beispielsweise in Form von Wohngenossenschaften.

Ein Zitat aus den Statuten einer bestehenden Genossenschaft: «Die Genossenschaft[22] bezweckt in gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung, ihren Mitgliedern preisgünstigen Raum für Wohnen, Arbeiten und öffentliche Nutzungen zu verschaffen und zu erhalten. Die Genossenschaft schafft nachhaltige Strukturen, welche selbstverwaltete, sichere, ökologische und gemeinschaftliche Wohn-, Arbeits- und Lebensformen ermöglichen.»

2012 war das Uno-Jahr der Genossenschaften. 800 Millionen Menschen sind weltweit Mitglieder von Genossenschaften und wissen, worum es im Prinzip geht.[23] Das Motto könnte lauten: In gemeinsamer Selbsthilfe und Mitverantwortung. Das funktioniert. Hier geht es um das Gemeingut Wohnen, es könnte leicht auch auf Ernährung, Kleidung, Möbel und Unterhaltungselektronik ausgeweitet werden. Im Falle der Ernährung kann folgender Zweckartikel aus den Statuten einer Gemüsekooperative zur Inspiration dienen:

«Landwirtschaft ist für uns ein Pflege- statt ein Business-Bereich. Wir produzieren saisonal und forcieren kein genormtes Gemüse. Das heisst, wir ernten, was es gibt, nicht was sich finanziell lohnt. Wir entziehen einen wichtigen Lebensbereich der Spekulations- und Profitsphäre

und wirken damit der vorherrschenden Wirtschaftslogik mit ihrem Wachstumszwang entgegen. Wir setzen eine mögliche alternative Wirtschaftsorganisierung um, die auf produktiver Kooperation statt auf kontraproduktiver Konkurrenz basiert.»[24]

Eine Gefahr öffentlichen oder kollektiven Eigentums (oder der Zuständigkeit für Güter) besteht darin, dass schliesslich, obwohl das Gemeinwesen es verwalten und pflegen sollte, niemand wirklich zuständig ist, und verwahrloste Freiräume entstehen. Weder Privateigentum noch anonymes staatliches Eigentum haben sich bis jetzt als besonders verantwortungsfördernd entpuppt. Genossenschaften sind in dieser Hinsicht ein guter Kompromiss: Die Zuständigkeit ist zwar nicht staatlich, aber doch kollektiv. Die betroffenen Güter sind «nahe» und überschaubar. Wenn darauf geachtet wird, dass öffentliches Eigentum insbesondere von Gemeinden institutionell gestaffelt verwaltet ist, sowie das Prinzip der Subsidiarität ⇥ beachtet wird, dann kann die sorgfältige Pflege der Commons gelingen.

In der jüngsten Krise wurden weltweit ältere Formen der Selbsthilfe wieder entdeckt: Genossenschaften, Einkaufsgemeinschaften, Gemeinschaftsgärten. In Griechenland kam es zu einer «Kartoffel-Revolution», indem städtische Gruppen damit begonnen haben, Kartoffeln direkt bei den Bauern zu kaufen. Dabei geht es nicht nur um Kartoffeln, sondern auch um die Überwindung von Ohnmacht. Die Ernährung kann nicht einfach den Bäuerinnen und Bauern überlassen werden. Land und Lebensmittel sind der wichtige Commons, ohne die weitere gar nicht möglich wären. Wenn unsere Städte commons-tauglich werden sollen, dann brauchen wir selbstorganisierte Nachbarschaften einer stabilen Grösse, die mit den Bäu-

erinnen zusammen die Ernährung sicherstellen können. Solche Systeme werden gegenwärtig erprobt und sind teilweise schon etabliert: Carsharing, Lebensmittelkooperativen, Vertragslandwirtschaft, Direktbelieferungsgemeinschaften oder die Bürgeraktiengesellschaften bzw. Regionalwert AGs.

Die Zukunft ist urban

Bereits heute wohnen vier von fünf Schweizerinnen in Städten oder Agglomerationen, weltweit sind es etwas mehr als 50 Prozent. Ab 2050 dürften 75 Prozent der Weltbevölkerung in Städten leben.[25] Studien[26] zeigen, dass bei vergleichbarer Kaufkraft das Leben in dichten Städten ökologischer ist als in Streusiedlungen auf dem Land.

Verstreute Funktionen, deren tägliches individuelles Zusammensuchen viel Energie verbraucht, werden durch eine Relokalisierung ⇥ im städtischen Gebiet wieder zu lokalen Einheiten gebündelt.[27] Wohnen, Arbeiten, Produktion, Einkaufen, Essen und Unterhaltung werden also in einem grösseren Umfang als heute, aber nicht zwingend vollständig, in Nachbarschaften reintegriert. So können durch Synergien und kurze Wege schmerzlos Einsparungen an Ressourcen erreicht werden.[28]

Güter können an Ort und Stelle mehrfach benutzt, Dienstleistungen gegenseitig erbracht werden, lokaler Reichtum erspart das Suchen nach dem ewigen besseren «Anderswo». Diese Reintegration ist nicht nur eine ökologische Notwendigkeit, sondern auch eine soziale und kulturelle Bereicherung. Sie ist die eigentliche «economy of happiness»[29], die Wirtschaft des Glücks. Relokalisierung ist der Schlüssel zur Lösung einer ganzen Reihe von Problemen.

Eines davon ist die zunehmende Verödung von Innenstädten und Agglomerationen. Nachdem das Kleingewerbe infolge des Konkurrenzdrucks von Supermarktketten und anderen Filialläden verschwunden ist, bricht die Nahversorgung in Fussdistanz zusammen. Das Strassenleben stirbt, Bewohnerinnen ziehen aus. Es ist vergebliche Liebesmühe, mit kosmetischen Massnahmen diese Zentren wieder beleben zu wollen. Der Bäcker, der Metzger, der Käsehändler – sie kommen nicht mehr zurück. Die einzige Alternative mit einer echten ökonomischen Grundlage besteht darin, dass wir selbst mit einem Mikrozentrum alle 100 Meter backen, wursten, Lebensmittel verarbeiten und effizient lagern.

Mobilität ist ein menschliches Urbedürfnis. Doch was wir haben, ist nur mehr Verkehr denn je. Unsere Mobilität wird durch erzwungenes Pendeln, Staus oder überfüllte Züge immer anstrengender. Wir sind dadurch nicht mobiler, sondern produzieren nur mehr Verkehr. Zum Beispiel, wenn wir ins entfernte Einkaufszentrum fahren müssen, weil der Lebensmittelladen in unserer Strasse schliesst. Heute geben wir rund ein Monatsgehalt pro Jahr für den Verkehr aus, sind täglich eineinhalb Stunden im Alltagsverkehr unterwegs, Urlaubsfahrten nicht mitgerechnet – und dies nur, weil Wohnen, Arbeiten, Konsum und Freizeit weit auseinander liegen.

Der Ausbau des öffentlichen Verkehrs bekämpft nur die Symptome, denn er benötigt ebenfalls viel Energie und Ressourcen.[30] Einigen wir uns doch auf lokale «Menüs»: Sobald Wohnen, Arbeiten, Unterhaltung, Produktion, Industrie und öffentliche Dienste örtlich konzentriert werden, sind wir mobiler. Und brauchen erst noch weniger Zeit und Geld. Das Motto heisst also: Weniger Verkehr verbessert unsere Mobilität.

Die klare Neustrukturierung der Städte ist automatisch auch Grundlage einer neuen Verkehrspolitik. Eine flächendeckende Grundversorgung saugt den Verkehr an der Quelle auf. Ausser Schuhen und Velos genügen einige Tram- oder Buslinien. Sogar der öffentliche Verkehr, der in seiner heutigen Dimension nicht nachhaltig tragbar ist, kann redimensioniert werden. Einige Tramlinien können stillgelegt und durch die flexibler einsetzbaren Trolleybusse oder durch Rufbusse ersetzt werden.

Die Lebensqualität gewinnt, weil die «Besatzungsmacht Auto»[31] an Präsenz verliert: Aus Verkehrsschneisen werden verbindende Flanierboulevards, aus Parkplätzen Nachbarschaftsplätze. Kinder können überall spielen, Menschen mit Beeinträchtigungen bewegen sich barrierefrei.

Die 5 Module des globalen Commons

Damit Städte überall lebbar und verstehbar werden, müssen wir sie mit verbindlichen Modulen strukturieren:

1. Nachbarschaften
2. Quartiere
3. Städte
4. Regionen
5. Territorien

Denn nur, wenn wir in solchen Strukturen denken und handeln, vermeiden wir sowohl Überausrüstung als auch Unternutzung und gar Verödung, wie etwa leere Erdgeschosse. Auch gegenseitige Verdrängungskämpfe von Nutzungen und Angeboten werden so vermieden.

Mit diesen fünf Modulen sind ökonomische, soziale und ökologische Anforderungen für eine zukunftstaugliche Lebensweise beschreib- und erfüllbar; von dieser Ba-

sis aus können Städte und Territorien nachhaltig gestaltet oder umgebaut werden. So wird klar, was bestimmte Bauten für Nachbarschaft, Quartier oder Stadt genau bedeuten. Die Forderung von Raumplanenden, urbane Ensembles zu bauen statt Solitäre in die Landschaft zu stellen, erhält erst so eine soziale Substanz.[32]

Das Konzept der Module ist gleichzeitig ein Raumentwicklungskonzept, das nicht nur kosmetisch ist, sondern territoriale Strukturen einer nachhaltigen Gesellschaft darstellt.

Das erste Modul haben wir mit der Nachbarschaft schon vorgestellt. In Nachbarschaften kann vieles geleistet werden, aber nicht alles. Das nächstgrössere Modul ist das Quartier oder die kleine Landstadt.

Quartier

Ein Quartier lässt sich als ein Raum beschreiben, in dem alles Lebenswichtige in Fussdistanz erreichbar ist, im Optimalfall bis 500 Meter Entfernung und innerhalb von 5 Minuten. Damit Dienstleistungen effizient erbracht werden können, muss ein Quartier relativ dicht bewohnt sein, also zwischen 10‘000 und 50‘000 Bewohnern Lebensraum bieten.

Damit die Wege kurz bleiben und Synergien ermöglicht werden, sollten Quartier-Dienstleistungen zentralisiert werden, sich also möglichst am gleichen Ort befinden. Dies ist auch eine ökologische Notwendigkeit. Das Quartier soll es gestatten, ohne Auto, ja sogar ohne öffentliche Verkehrsmittel, auszukommen. Wir können in einem Gang zum Fair-Trade-Laden, zum Zahnarzt, zur Bank, zur Poststelle, zur Polizei, ins Lieblingscafé und ins Kino gehen. Das Quartierzentrum bündelt also verschiedene Funktionen.

In diesem verdichteten Quartier, bzw. Landstädtchen, wohnen und arbeiten ca. 10'000 Menschen.

Ein ideales Quartierzentrum lässt sich etwa so beschreiben: An einen Platz, der rund 3000 Quadratmeter umfasst, findet sich ein Fair-Trade-Supermarkt. Dieser ergänzt das Angebot in den Nachbarschaften mit Produkten aus fernen Ländern oder solchen, die man nicht so häufig braucht – wie etwa Zahnseide oder WC-Bürsten. Die Fläche des Supermarktes ist auf die Grösse der Bewohnerschaft im Quartier ausgerichtet.

Gleich nebenan sind öffentliche Dienste wie Einwohnerkontrolle, Polizei, Sozialamt, die regionale Arbeitsvermittlung, Notariat und Friedensrichter einquartiert. Und es gibt ein Gesundheitszentrum mit Allgemeinpraktikern

und einigen Fachärzten, die nach Bedarf hinzugezogen werden können. Und natürlich findet sich eine Poststelle sowie mindestens eine Bank an diesem Platz. Das ist die «Grundausstattung». Ergänzt wird das Angebot mit Advokaturbüros, Hutmachern, Fleischereien, Confiserien, Weinhandlungen, Kiosken, Buchläden, Gallerien, Coiffeursalons, Modegeschäften usw. Das Quartierzentrum ist im Prinzip eine verkehrsfreie Bummel- und Begegnungszone, die durch den öffentlichen Verkehr an das Stadtzentrum angeschlossen ist.

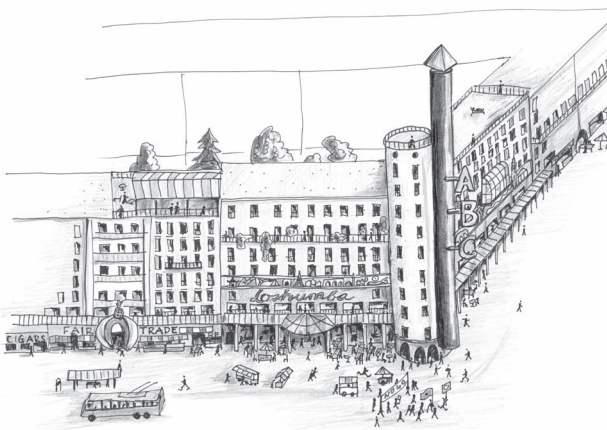
Der Ort, wo das Quartier denkt, ist das ABC. Was ABC heisst, weiss niemand genau. Einige glauben, es stehe für Anti-Boredom-Center, andere halten es für ein Autonomes Bürger Centrum. Jedes Quartier auf der Welt hat die Möglichkeit, das ABC individuell zu definieren. Auch seine architektonische Gestaltung ist vielfältig denkbar. Wenn irgendwo ABC steht, dann wissen Weltreisende, dass sie dorthin gehen können.

Im «Salon Central» befindet sich auch die «World-Wall», eine grosse Projektionsfläche. Über Video-Live-Schaltungen können auf dieser Wand Veranstaltungen oder einfach das Alltagstreiben der anderen 349‘999 ABCs auf der Welt übertragen werden.

Idealerweise befindet sich das ABC unmittelbar neben dem Fair-Trade-Supermarkt, weil das ABC-Restaurant wahrscheinlich eine exotische gastronomische Ergänzung zu den Nachbarschaftsküchen bietet. Die Funktionen des ABC sind: Nichtkommerzieller Treffpunkt, öffentliche Diskussion, Kommunikation zwischen lokalen Szenen, der Stadt und der Welt, gegenseitige Weiterbildung, Entwicklung von Projekten und Konzepten, urbane politische Partizipation, Kultur und Spiel, Gastfreundschaft. Kurz: Es ist der Ort, «wo es geschieht».

Das ABC ist nicht starr durchorganisiert. So wird es möglich, dass sich das Zentrum an immer neue Bedürfnisse anpasst. Am einen Tag besprechen Senioren Textfassungen von neuen Szenen für ihr selbst erarbeitetes Theater, das schon bald Premiere hat; tags darauf werden Erfahrungen mit Kompost-WCs in verschiedenen Klimazonen ausgetauscht. Jugendliche treffen sich, um sich auf Tests vorzubereiten oder um sich zu einigen, ob sie den politischen Weg gehen oder einfach das brachliegenden Grundstück am Stadtrand besetzen sollen, um selbst einen Skaterpark einzurichten.

Apropos Brachen: Dort wo es «nichts» gibt, hat die Fantasie freien Lauf. Brachen und Freiräume sind wichtige Orte, auf denen Neues entstehen kann. Da finden sich jene Menschen, die sich gemeinsam für ein Anliegen einsetzen wollen. Das ABC hat durch flexibel gestaltbaren Aussen- und Innenraum auch den Aspekt einer Brache.



Das Quartierzentrum «ABC», dessen Innenraum ist auf Seite 107 abgebildet.

Das Herz eines ABC ist ein «Salon Central», ein überhoher Raum von etwa 400 – 500 m^2 Grundfläche. Dieser Salon kann ganz für grössere Anlässe wie Versammlungen benützt werden, oder in Zonen und Nischen gegliedert funktionieren. Dazu gehören zum Beispiel ein Restaurant, ein grosser Barbereich inklusive Terrasse, ein Bibliotheks- und Lesebereich, Nischen für Kaffee- und Teetrinker oder für kleinere Treffen und Diskussionen, eine Bühne für Cabaret- und kleinere Musikeinlagen, eine Brettspielzone, die Bar, eine Infoecke, eine Mediennische sowie die Réception.

Ein wichtiges Modul des ABC ist Bildung, Weiterbildung und Austausch von Wissen. Daher hat jedes ABC ein «Quartier-College», eine Art autonome Volkshochschule. Dieses College hat vielfältige Funktionsweisen: Es bietet Vorträge und Kurse an, arbeitet mit Unis, Hochschulen, Gymnasien und Weiterbildungszentren zusammen, gibt Raum für Studienzirkel, Projektgruppen, Lesegruppen usw. Im ABC haben Initiativgruppen aus dem Quartier, politische Gruppierungen, NGOs, Jurys von Bauprojekten, Ausstellungen, Vereine usw. Platz. All das sind Denkplätze, die zum Handeln ermächtigen.

Zum ABC gehört ausserdem ein Quartierhotel. In ihm sollen hauptsächlich Referentinnen, Kulturtätige, Besucherinnen aus andern Quartieren, Fachleute, Literatinnen, Journalisten aus aller Welt untergebracht werden. Diese Gäste bilden das Pendant zur World-Wall. Ein Quartier soll sich ja nicht abschliessen, sondern weltoffen sein, thematisch und auch personell.

Das ist ganz schön viel, doch auch schon alles, denn ein ABC ist kein Unterhaltungszentrum, keine Disco, keine Quartierregierung, keine Spielhalle, kein Bastelzentrum, kein Kinderzoo, kein Reparaturcafé; all dies hat seinen ei-

genen Platz im Quartier. Das ABC ist nicht materiell orientiert, sondern intellektuell, kulturell und politisch. Das heisst nicht, dass es für diese anderen Quartierfunktionen nicht an einem andern Ort auch Platz haben sollte (siehe übernächsten Abschnitt «THEMA»). Wie schon angetönt, gehören zum guten Denken auch gutes Essen und Trinken, Humor, entspannende Pausen bei Spass, Meditation und Spiel.

Das ABC soll möglichst jeden Tag und 24 Stunden offen sein. Seine permanente Präsenz ist ein Teil seiner Wirksamkeit. Wenn alle wissen: Da kann ich jederzeit hingegen und finde jemanden, dann entsteht jene «städtische Geborgenheit», die von führenden Urbanisten gefordert wird. Diese radikale Offenheit ist wichtig für Besuchende, um zu wissen: Hier ist das Quartier, hier sind die Leute, hier finde ich Anschluss. Da ist der Breitsch, da ist das Gundeli, da ist Leutschenbach. Geborgenheit oder Heimat ist nicht einfach ein Gefühl, sie kann nur entstehen, wenn eine materielle Grundlage gegeben ist. Diese Rolle kann das ABC übernehmen.

Ein weiteres wichtiges Element des Quartiers ist das THEMA ⇥. THEMA steht für Textil, Holz, Elektr(on)ik, Metall und Anderes, wie Wachs, Harz, Fett, Leim und Glas. THEMA ist ein Cluster von miteinander verwobenen, demiurgisch organisierten Depots und Werkstätten. THEMA entspricht der Notwendigkeit, dass Produktion wieder in die Städte zurückgeholt werden muss. Die industrielle Subsistenz ⇥ wurde durch die zunehmende Erdölabhängigkeit und ab den 1980er Jahren durch die massive Verlagerung von Produktionsanlagen in Niedriglohnländer ausgehöhlt. Damit ist der gesamte Westen von Importen abhängig; der eigene Bedarf kann nicht mehr selbst gedeckt werden. Dies ist nicht nur ökologisch be-

denklich, sondern beraubt die Städte auch eines wesentlichen Elements der Souveränität und der wirtschaftlichen Vielfalt. Die Industrie wird allerdings nicht in der alten Form zurückkehren, sondern in technisch raffinierteren, kapillaren und mehr auf Reparatur und Wiederverwertung ausgerichteten Formen. Es geht nicht darum, noch mehr Dinge zu produzieren, sondern die vorhandenen Ressourcen besser zu nutzen.

Im THEMA soll auf Bestellung produziert und zur Verfügung gestellt werden, was die Nachbarinnen und Nachbarn benötigen. Im Zentrum steht dabei der Gebrauchswert der Produkte und Dienstleistungen. Kommerzialisierung und Besitz verlieren an Bedeutung, stattdessen wird auf eine gute Kommunikation unter allen Beteiligten gesetzt und gegenseitiger Nutzen erzeugt. Mögliche Umsetzungen sind Verleihsysteme, Tauschlager und Mietverträge. Die Verantwortung für die Produkte bleibt jeweils beim zuständigen THEMA-Betrieb, wobei Ökodesign-Leitlinien wie Funktionalität, Reparierbarkeit, lange Haltbarkeit, Wiederverwendbarkeit und faire Herstellung beachtet werden. Es wird ein Service über die gesamte Nutzungsdauer garantiert und deshalb vorrangig repariert, optimiert, gewartet, umgenutzt und wiederverwertet. Dabei wird auf bereits vorhandene Ressourcen und Fähigkeiten gesetzt.

THEMAs werden zu Orten der Forschung, Entwicklung und des Lernens. Die Werk- und Wirkstätten[33] sind Teil einer demokratischen Struktur, sie kooperieren und stehen nicht in Konkurrenz zueinander. So können Synergien zwischen den Betrieben genutzt werden. Für die Organisation sind verschiedene gemeinnützige Gesellschaftsformen denkbar. Die professionellen Arbeiterinnen und Arbeiter sollen wo möglich im Quartier wohnen. Ihre

Löhne sind nicht abhängig vom Umsatz, was zu weniger Stress und mehr Qualität führt. Auch Nachbarn und Nachbarinnen können entsprechend ihren Fähigkeiten und Interessen mitarbeiten. So rücken Produktion und Konsumation näher zusammen. Der Grossteil der Güter und Dienstleistungen ist für das Quartier bestimmt, es kann aber auch mit anderen THEMAs getauscht werden.

Region oder Grossstadt

Metropolitane Nahregionen, innerhalb derer man innert einer Stunde wichtige zusätzliche Dienstleistungen erreichen kann, entwickelten sich überall auf der Welt im Umkreis grosser Städte von selbst. Sie haben sehr unterschiedliche Ausprägungen und Dimensionen. So ist etwa Greater London nur schwer mit dem S-Bahnbereich Zürich, New York oder Nairobi zu vergleichen. Trotzdem sind diese Regionen weltweit erkennbar, sie haben vergleichbare Funktionen und stehen vor ähnlichen Herausforderungen. Ein Defizit ist ihre innere Strukturlosigkeit an der Basis, eben das Fehlen starker Quartiere und Nachbarschaften; ein anderes ist ihr äusseres Ausfransen, das mit einer auf neue urbane Einheiten ausgerichteten Raumentwicklungsstrategie im Zaum gehalten werden sollte.

Die Regionen bilden den Rahmen, in dem neben der Lebensmittelversorgung auch die meisten anderen Güter und Dienstleistungen in vernünftiger Nähe produziert werden. Regionen sind eingebettet in Territorien, subkontinentale und schliesslich globale Netze für jenen Teil der Produktion, der nur im grossen Massstab sinnvoll ist.

Das Gebiet der Schweiz kann in sieben Regionen, wovon 3 Metropolitanregionen, eingeteilt werden: Genf/Lausanne, Basel, Bern, Zürich, Luzern, St. Gallen und Lugano. In jeder Region ist eine Stadt der Knotenpunkt

für die regionalen und nationalen Dienstleistungen.[34] Der Rest des Territoriums, insbesondere alpine Gebiete, kann diesen Knoten zugeordnet und durch sie versorgt werden. De facto ist diese Regionaleinteilung auf Grund von technischen, ökonomischen und topographischen Gegebenheiten schon lange an den zunehmend dysfunktionalen Kantonen vorbei entstanden. Wir verwenden in unserer Typologie den Begriff «Region» ausschliesslich für diese sieben Regionen mit zentralörtlichen Funktionen. Eine Region hat also zwischen einer halben und drei Millionen Einwohner. In einigen Fällen sprengen diese Regionen alte, nationale Grenzen, etwa bei Basel, Genf und Lugano.

Aus raumentwicklungspolitischer Sicht ist es weltweit notwendig, formlose suburbane Siedlungen zu Gunsten lebendiger, dichter Städte aufzugeben. Die grosse Stadt ist ökologischer und bietet mehr soziale Vielfalt als das Land. Das Problem ist nur, dass viele Städte auf Grund der Logik des Immobilienkapitalismus unwirtlich, teuer, laut und ungesund sind. Städte müssen also wieder attraktiv werden. Dies ist nur dann möglich, wenn die Marktlogik durch die Commonslogik ersetzt wird. Wir wollen städtische Qualität für alle.

Worin städtische Qualität im Einzelnen besteht, ist von verschiedenster Seite schon erforscht worden. So nennt das «Nationale Forschungsprogramm 65 – Neue urbane Qualitäten»[35] sieben Dimensionen:

1. **Zentralität**: Je mehr Menschen die Lokalität für ihre Lebenswelt wichtig nehmen, desto zentraler ist der Ort.
2. **Diversität**: Unterschiedliche Nutzungen, Nutzerinnen, Milieus und räumliche Ausprägungen sind vorhanden.
3. **Interaktion**: Verschiedene Nutzer wirken wechselseitig aufeinander ein und beeinflussen sich produktiv.

4. **Zugänglichkeit**: Eine Situation steht für verschiedene Nutzerinnen und Nutzungen räumlich sowie zeitlich offen.
5. **Aneignung**: Unterschiedliche Nutzer und soziale Milieus beanspruchen aktiv mit ihren Praktiken und spezifischen Bedürfnisse einen Ort.
6. **Brauchbarkeit**: Eine Lokalität wird den Anforderungen für verschiedene Nutzerinnen und Nutzungen gerecht.
7. **Adaptierbarkeit**: Eine Örtlichkeit kann flexibel an sich verändernde Anforderungen für verschiedene Nutzer und Nutzungen angepasst werden.

Mit der Funktion der Nachbarschaften, der Quartiere mit ihrer sozialen Dichte, durch die Relokalisierung und Multifunktionalität sowie durch die Aneignung in Form von Commons werden die sieben Dimensionen erfüllt.

Urbanisten wie Jane Jacob[36], Jan Gehl[37], Charles Montgomery[38], Richard Florida[39] oder Edward Glaeser[40] weisen auf eine ganze Reihe von Faktoren hin, die Städte lebenswert machen: Abwechslungsreiche Erdgeschosse, halböffentliche Räume, «weiche» Ränder, Fussgängerfreundlichkeit, kurze Häuserblocks, Räume für kreative Entfaltung, viele Kinos und Restaurants, Menschen, die Zeit haben («Downshifter»), keine Autos, keine Hochhäuser usw. Diese Empfehlungen bleiben jedoch an der kosmetischen Oberfläche, weil Städte eben durch ihre wirtschaftliche Grundlage und nicht durch urbanistisches Design geprägt werden. Eine Commons-Stadt kann all diese Bedingungen erfüllen, weil sie es den Menschen erlaubt, die Stadt selbst zu gestalten. Statt einer Gentrifizierung →, die Menschen ausschliesst und Städte monoton macht, muss es eine «Commonifizierung» geben, die gerade von der Vielfalt lebt.[41]

Eine grosse Stadt braucht neben gemütlichen Quartierzentren selbst ein pulsierendes, mondänes und luxuriöses Stadtzentrum. Bei den meisten heutigen Grossstädten muss man hierbei schon abwinken: Dort gibt es nur Banken, Business, Büros und Modeketten. Und ab 22 Uhr ist alles zu, verriegelt, abweisend – ja sogar gefährlich. Das heisst: Auch die Städte brauchen kommunikative, offene und politische Zentren.

Städte benötigen ein eindeutiges, soziales, kulturelles und politisches Foyer; also einen öffentlichen, nicht rein kommerziellen Stadtsalon, wo «das Stadtgespräch» stattfindet.

Im Falle von Zürich schlägt Neustart Schweiz daher vor, dass beispielsweise auf dem Areal des Globus-Provisoriums ein echter Stadttreffpunkt, das «Metrofoyer» gebaut wird. Und zwar grosszügig, mindestens doppelt so gross wie die heutigen Gebäude. Im Erdgeschoss befindet sich eine Halle, die vor allem dem intermetropolitanen Austausch dient. Weltstädte wie London, Kairo, New York, Moskau oder San Francisco unterhalten dort Bars, Foyers, Restaurants oder andere Lokale, wo sich Reisende mit Einheimischen treffen können.

Die Stadt selbst betreibt ein grosses Foyer mit kostenlosem WLAN, ohne Konsumationszwang, wo Gäste Unterkünfte suchen, Medien konsultieren, sich über Quartiere informieren oder einfach Stadtbewohnende treffen können. Aus anonymen Touristen sollen Gäste werden.

In den oberen Etagen befinden sich Versammlungsräume für Organisationen (Parteien, Verbände, NGOs, Initiativgruppen aller Art). Es gibt gut ausgerüstete Veranstaltungsräume. Dazu ein Panoramarestaurant über der Limmat. Das Metrofoyer erlaubt es Bürgerinnen und Bürgern, sich an der Entwicklung einer lebensfreundlicheren

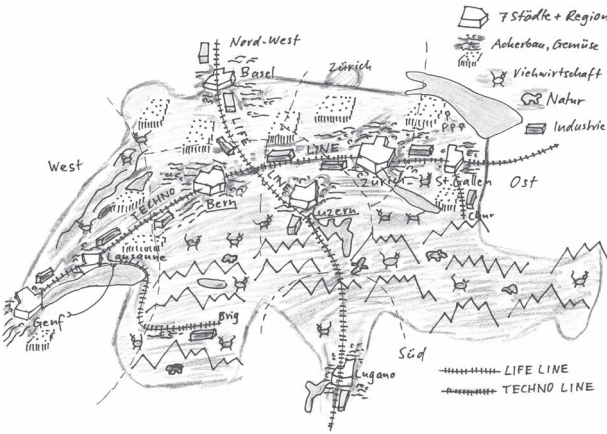
Stadt aktiv zu beteiligen, Kontakte über Quartiergrenzen hinweg zu pflegen, ein internationales Netzwerk der Städte von den Bewohnenden her aufzubauen.

Statt dass gesellschaftlich relevante Projekte nur in den Sitzungszimmern von Banken, etablierten Unternehmen und Universitäten entstehen, braucht es künftig ein enges, demokratisch organisiertes Zusammenwirken aller «Stakeholder» – auch der Bevölkerung – in einem moderierten Prozess. Dies ist umso mehr nötig, als dass Banken immer weniger fähig sind, ihre gesellschaftliche Aufgabe als Kreditgeber zu erfüllen, sondern mit undurchsichtigen Spekulationen der Umverteilung Hand bieten.

Ins Zentrum der Stadt gehören deshalb auch Inventorien und Kooperatorien →, die im Metrofoyer angesiedelt sein können. Sie bringen Banken, Unternehmen, Hochschulen, Berufsverbände, politsche Gremien und gesellschaftliche Assoziationen aller Art sowie Einzelpersonen zu kreativen Prozessen zusammen, die dann zu Umsetzungen von privaten oder öffentlichen Projekten führen, die allen zu Gute kommen.

Territorium

Insgesamt ist das stadtähnliche Gebiet Schweiz, wie schon in vielen Studien[42] festgestellt, auf einer Achse Genf-Rorschach angeordnet, auf der sich grössere und kleinere städtische Kerne, Industrien, öffentliche Dienstleistungen und andere Nutzungen aneinanderreihen. Hier sind öffentliche Verkehrsmittel, insbesondere die Bahn, sehr effizient, weil das Transportaufkommen gross, planbar und auf wirklich territoriale, bzw. nationale Nutzungen zugeschnitten ist. Da auf der West-Ost-Achse nur wenige Knoten, nämlich Genf, Bern, Zürich und St. Gallen verbunden werden müssen, kann das ganze Territorium mit



Die Schweiz mit den beiden Verkehrs-Hauptachsen, welche die sieben Regionen mit ihren Grossstädten Genf/Lausanne, Basel, Bern, Zürich, Luzern, St. Gallen und Lugano verbindet.

einem einmaligen Wechsel des Verkehrsmittels erschlossen werden. Die zweite Achse von Basel bis Chiasso erschliesst den Rest. Alles andere sind Nebenlinien, die auf ihren regionalen und lokalen Charakter reduziert werden können. Entlang dieser zwei Achsen können alle nicht relokalisierbaren, überregionalen Funktionen angeordnet werden: Industrien, Hochschulen, Spitzenspitäler, Kultur, Sportanlagen usw. Die Mobilität zwischen diesen Knoten wird auch mit einem um einen Faktor zehn reduzierten Verkehrsaufkommen noch ausreichend sein. Autos und Lastwagen sind praktisch nicht mehr nötig.

Im Verhältnis zu seiner ökologischen Tragfähigkeit ist das Alpengebiet überbevölkert. Es war nie und ist auch heute nicht als permanenter Siedlungsraum für sehr viele Menschen geeignet. Zum einen ist die Natur dort sehr verletzlich, zum andern der infrastrukturelle Aufwand

unverhältnismässig. Wer im Alpenraum wohnt, soll auch für dessen Bewirtschaftung zuständig sein, so machen landwirtschaftliche Nutzungen, Forstwirtschaft und ergänzendes Gewerbe Sinn. Isolierte Dörfer können in sich funktionieren, indem sie wie Nachbarschaften betrieben werden und auch annähernd ihre Grösse haben.[43] So werden Über- wie Unternutzungen vermieden.

Durch den Abbruch von Zweitwohnungen und ihren zugehörigen Bergbahnen werden zersiedelte alpine Gebiete auf landwirtschaftsnahe Produktion orientiert, teilweise renaturiert und als Nationalpark und alpiner Kulturraum gestaltet. Öffentliche Dienstleistungen werden durch wenige Basisgemeinden sichergestellt. Zum Beispiel je eine im Ober- und im Unterengadin, eine im Prättigau usw.

Wir können eine echte, neue territoriale Solidarität herstellen, indem wir statt des Massentourismus Partnerschaften zwischen Nachbarschaften und Bergdörfern, oder zwischen Quartieren und Talschaften ausbauen. Auf Grund der alpinen Herkunft vieler Städterinnen ist es heute bereits so, dass intensive Beziehungen zwischen Ober- und Unterland bestehen.

Diese Beziehungen können weiter aktiviert und verbindlicher gestaltet werden. Eine Nachbarschaft übernimmt zum Beispiel in einem Dorf leerstehende Häuser, hält sie in Stand und schickt ihre Mitglieder als Urlauberinnen oder saisonale Mitarbeitende (analog zu Mikroagro) jedes Jahr für einige Wochen oder Monate dorthin. Resultat: Die Dörfer beleben sich wieder, die Belastung der Infrastruktur wird minimiert, der Austausch zwischen Stadt und Land bekommt einen sinnvollen Zweck.

Die Territorialverwaltung kann es sich zur Aufgabe machen solche Partnerschaften anzubahnen und mit Direktzahlungen zu unterstützen.

Durch die touristisch bedingten Bauten haben sich die Berggebiete in ihrem Aussehen immer mehr dem Mittelland angenähert – und es ist kaum noch attraktiv dort Ferien zu machen: ob man nun in einem Block in Zürich-Schwamendingen oder in Verbier wohnt, macht keinen grossen Unterschied.

Die Betonierung und Zähmung der Alpen hat dazu geführt, dass das «Echte» immer weiter weg gesucht wird: In Thailand, der Karibik oder in Afrika. Spannung und Abenteuer sind verschwunden. Aus ökologischen Gründen sollten wir jedoch die Erholung im Nahbereich, in den neuen Nachbarschaften und Quartieren selbst, aber auch in unserem «Central Park», den Alpen, suchen. Dafür müssen touristische Anlagen und Bauten abgeräumt und möglichst der «Urzustand» wiederhergestellt werden.

Warum nicht die ganzen Alpen zu einem Natur- und Kulturpark erklären? Selbstverständlich würden die heutigen Besucherzahlen reduziert – und damit auch die Einnahmen. Doch umgekehrt braucht es diese Einnahmen gar nicht mehr, weil die ganzjährige Bevölkerung schrumpft und die Kosten von den Partnerschaften direkt getragen werden.

Paradoxerweise werden solche «gefährliche» Alpen – mit Bären, Wölfen und wilden Bergbäuerinnen – für wirklich interessierte Besucher aus andern Weltgegenden wieder attraktiver. Dieser reduzierte Tourismus bedeutet eine Rückkehr zu seinem Anfang, als englische Abenteurer, Wissenschaftler und Bergsteiger ihn begründeten. Nur sind es diesmal nicht Aristokraten, sondern Gäste der «verbandelten» Nachbarschaften. Und die kommen vielleicht nicht aus England, sondern aus Malawi oder Katalonien. Und ob man je zurückkommt, ist fraglich, der Adrenalinspiegel steigt…

Aus Agglo Stadt machen

Seit Ende 1990 ist die Zunahme der Bevölkerung in den Städten und Agglomerationen höher, als auf dem Land: 37 Prozent der Schweizer Bevölkerung wohnt heute in den fünf grössten Agglomerationen Zürich, Basel, Genf, Bern und Lausanne.[44] Der Freizeitverkehr sorgt mit über 40 Prozent für das grösste Verkehrsaufkommen, gefolgt von rund 24 Prozent für den Arbeitsweg – und der Verkehr ist stark konzentriert in den Agglomerationen, wo praktisch alle Stauschwerpunkte liegen.[45] Das bedeutet offensichtlich, dass das Leben in den Agglomerationen öde ist und man vornehmlich mit dem Auto seine Freizeit «erfahren» muss.

Wohl beabsichtigt die neue Raumplanungsverordnung eine Siedlungsentwicklung nach innen. Gemeinden dürfen nicht mehr alleine über ihre Bauzonen bestimmen, vielmehr müssen die Kantone eine Raumentwicklungsstrategie verfolgen, die auf sachlichen Kriterien wie Erschliessung, Zentralität, Erreichbarkeit, Nachfrage usw., aufbaut.[46] Doch das wird nicht genügen, um die Agglomerationen zu urbanisieren. Es braucht ein griffigeres Raumplanungsgesetz, welches auf die Module Nachbarschaft, Quartier und Region setzt und sie jeweils passend interpretiert.

600 Territorien

Wenn man eine Weltkarte anschaut, dann stellt man fest, dass Territorien einer gewissen Grösse weit verbreitet sind: Staaten in den USA (oder Mexiko), Bundesländer in Deutschland, Regionen in Frankreich, Provinzen in Kanada, kleine Länder wie Belgien, Costa Rica, Estland,

Sri Lanka. Die meisten dieser territorialen Einheiten haben eine Fläche um 50‘000 km^2 und etwa 10 Millionen Bewohner, meist sind sie geographisch kompakt. Sie haben sich aus verschiedensten historischen und administrativen Gründen ergeben, bilden aber ökologisch und ökonomisch vorteilhafte Module. So kann man zum Beispiel die meisten Orte per Bahn innert zwei Stunden erreichen, also irgendwohin fahren um etwas zu erledigen und wieder nach Hause kommen ohne ein Hotel suchen zu müssen.

Wenn man die oben genannten Flächen und Bewohnerzahlen nimmt, dann lassen sich eine grosse Zahl der schon bestehenden Einheiten als Territorien definieren, neu interpretieren oder neu schaffen. Selbstverständlich müssen wir das Modul «Territorium» flexibler definieren[47] als etwa Nachbarschaften oder Quartiere, aber als Grössenordnung haben sie ein grosses ökologisches, ökonomisches und politisches Potenzial.

Indem wir sie rein von ihrem Nutzen her definieren, können sie als Mittel dienen, um nationalistische und kulturelle Verirrungen zu neutralisieren. Solchen neu deklarierten Territorien eine grössere materielle und politische Autonomie zu geben, könnte eine gute Methode sein, die grossen Nationen – die schlecht funktionieren oder Risiken bilden – zu überwinden. Wenn wir eine globale Organisation aufbauen wollen, dann brauchen wir Subjekte, die etwa gleich gross und stark sind und die genügend Ressourcen haben, um auch einmal für eine gewisse Zeit aus eigenen Kräften überleben können[48]. So scheint es, dass eine globale Institution als eine Art globale Genossenschaft freier Territorien am besten funktionieren könnte.

Grosse Nationen oder Nationen-Bünde wie die EU oder die UK schaffen überzentralisierte Strukturen, die sehr teuer und schwerfällig sind. Wenn sie zusammenbrechen,

machen sie viel Lärm und verursachen grossen Schaden. Viel widerstandsfähiger wäre ein Netzwerk kleinerer Territorien. Die meisten Funktionen heutiger Grossnationen können durch Territorien besser erfüllt werden: Höhere Bildung, Bahnnetze, Spitzenspitäler, Elektrizitätsnetze, Banken, Industrien, Polizei und Justiz usw. Es gibt kaum Dinge, die übergrosse Nationen besser machen, sieht man von deren möglichen militärischen Stärke ab, die jedoch jeweils nichts Gutes verheisst.

Dank der inneren Relokalisation in Territorien gibt es kürzere Wege, lokal angepasstere Strukturen, kurz mehr Effizienz dank höherer Resilienz ⇥.

Was Sozialwerke und Krankenkassen betrifft, so benötigt man auch dafür nicht die Grösse eines Landes wie Frankreich oder Deutschland. Kleine Nationen wie etwa Dänemark (40'000 km^2; 5,5 Millionen Einwohner) oder Norwegen bieten exzellente öffentliche Dienste; auch in diesem Rahmen können grosse Risiken ausgeglichen werden. Warum sollte man von einem administrativen Monster von 80 oder 300 Millionen Menschen abhängig sein?

Im Falle von Europa, bzw. der EU, ist es offensichtlich, dass die Eigeninteressen einiger grosser Nationen die europäische Zusammenarbeit immer wieder torpedieren. Die Ungleichgewichte sind einfach zu gross. Die Europäer haben inzwischen die Nase voll von den konstanten Streitereien in Brüssel. Ein demokratisches Europa müsste als subkontinentale Kooperation von vielleicht 80 Territorien neu gegründet werden. Ohne diese «Rebellion der Territorien» hat Europa keine Zukunft.[49]

Im Rahmen der Territorien ist die Kombination von direkten und indirekten Formen der Demokratie ohne allzu grosse populistische Risiken möglich. Die Leute kennen sich noch, die Abgeordneten und Amtsinhaberinnen

sind nicht allzu abgeschottet von der Normalbürgerin, die politischen Ambitionen fliegen nicht allzu hoch. Direkte Kontakte verbilligen die Verwaltung und erleichtern die Kontrolle. Man weiss, was sie machen. Skandale können leichter entdeckt und schneller abgestellt werden. Die Auswirkungen sind geringer. Es gibt immer noch Probleme, aber es sind kleinere Probleme.

Territorien statt Nationen bedeutet nicht eine Schwächung der kollektiven Handlungsfähigkeit, wie sie heute Staaten wahrnehmen. Es ist in der Tat wichtig, die Weltgesellschaft nicht einfach in ein «Gewusel» von Nachbarschaften oder Quartiere aufzulösen, sondern auf einer bestimmten grösseren territorialen Stufe autonome Handlungsfähigkeit herzustellen.

Territorien machen ihre Raumplanung, sie verschieben gewisse Ressourcen innerhalb ihrer Grenzen, sie bestimmen Regeln, Institutionen, Sanktionen, wie jeder Commons. Sie sind also im Innern handlungs- und gegen aussen vertragsfähig. Zugleich sind sie in einigen Bereichen von der Zusammenarbeit mit anderen Territorien abhängig, denken wir nur an gewisse Technologien, an die Seuchenbekämpfung, importierte Lebensmittel usw...

Angst vor einer neuen «Kleinstaaterei» oder einer «globalen Balkanisierung» brauchen wir nicht zu haben. Die alten Diskussionen über Föderation oder Einheitsstaat haben sich erledigt – und zwar wegen der globalen Verknüpfungen über das Internet. Real sind wir alle Weltbewohner, die digitalen Commons haben alle nationalen Grenzen schon lange obsolet gemacht. Neue Technologien brauchen weder grosse Staaten noch grosse Firmen. Die neue Flexibilität der ökologisch und sozial integrierten Territorien ist eine Bedingung für die weitere Entwicklung der Weltgesellschaft.

Wie es schon Leopold Kohr[50] vorgeschlagen hat, könnten solche mittelgrossen Territorien als «Gegengift» gegen nationalistische Auswüchse wirken. Die Territorien sind nun als blosse Module des globalen Commons definiert; ethnische, sprachliche oder religiöse Aspekte treten dagegen in den Hintergrund. Je weniger Folklore mit Fahnen, Hymnen, Legenden und Idolen, umso besser.

Zufälligerweise entspricht die Schweiz gerade etwa der Grösse eines Territoriums. Sie bildet zudem ein gutes Beispiel dafür, dass ein Territorium ganz gut ohne religiöse, ethnische oder sprachliche Einheit auskommt. Wenn sie als «Willensterritorium» bestehen kann, dann können das andere auch.

Institutionell kann ein grosser Teil heutiger kantonaler Funktionen durch eine territoriale Verwaltung erfüllt werden: Bildungswesen, Polizei und Justiz, Raumentwicklung, Transportsysteme, Kommunikation, Gesundheitswesen, soziale Dienste; de facto die gesamte Grundsicherung. Der Rest wird von den 600 Basisgemeinden und den 7 Regionen übernommen. Es wird also weniger Verwaltungstätigkeit als heute übrigbleiben, und diese kann erst noch effizienter und einfacher erledigt werden.

Politisch wäre es logisch, einen einzigen, grossen Territorialrat von 200 Delegierten zu wählen. Da es keine Kantone mehr gibt, braucht es keinen Ständerat. Als Wahlkreise dienen die sieben Regionen, wobei die dort gewählten Territorialvertreterinnen und -vertreter zugleich als Regionalrat fungieren können – so gewährleistet man eine gute Zusammenarbeit und braucht weniger Abgeordnete und Wahlen. Die Territorialverwaltung bestünde am besten aus 11 Mitgliedern, damit alle Regionen vertreten sein können und trotzdem eine genügende Auswahl besteht.

Planet

Mit autonomen Territorien als neuen Akteurinnen lassen sich subkontinentale und schliesslich globale Institutionen bilden, die effektiv im Interesse der Weltbevölkerung und der Biosphäre handeln können. Die institutionelle Gleichheit – oder mindestens Vergleichbarkeit – ist eine Bedingung für die Angleichung der Lebensbedingungen auf dem Planeten.

Während wir es uns gut vorstellen können, wie die Schweiz etwa mit Nachbarterritorien wie Baden-Württemberg, der Lombardei oder Vorarlberg und Tirol zusammenarbeiten kann, sieht die Sache weltweit desolat bis dramatisch aus. Wie Paul Mason es sagt, könnte ein bisschen Panik hierbei nicht schaden.[51]

Die meisten potenziellen Territorien der Welt sind unterausgerüstet, institutionell schwach, in Bürgerkriege verwickelt, am Rande von Ökokatastrophen. Die herrschenden flagranten Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten haben jegliche Form von friedlicher Zusammenarbeit verhindert. Commons werden zerstört, Gemeinschaften auseinandergerissen. So lange es so viele verelendete Territorien gibt, werden Kriege und Zwangsmigration nicht aufhören.

Eigentlich bräuchten wir zuerst ein globales Investitionsprogramm von 70 Billionen Dollar, das heisst 5 Millionen Dollar für jede Nachbarschaft (mehr im Süden als im Norden). Das ist gerade etwa das globale Bruttosozialprodukt. Verteilt auf zehn Jahre wäre eine solche Anstrengung rein theoretisch machbar. Heute fehlen dafür konkrete Programme und Institutionen: Was an Geld in arme Regionen fliesst, kommt meist nicht dort an, wo es benötigt wird.

Das Programm, das wir für die Schweiz vorschlagen, kann jedoch mit einigen Anpassungen global angewendet werden:

1. dichte Nachbarschaften bilden
2. Mikroagro installieren
3. öffentliche Dienste in Quartieren oder Kleinstädten bündeln
4. erweiterte Commons in Regionen und Territorien schaffen

Schwerpunkt dieses Programms wären selbstverständlich die entstehenden Megacities des Südens. Zugleich würde der Zusammenhang mit der Landwirtschaft und die Kooperation mit den Landbewohnerinnen damit auf eine neue Basis gestellt.

Das ist ein «Entwicklungsprogramm», welches für uns genauso gilt wie für ärmere Länder. Wir haben daher vorgeschlagen, dass die Hälfte des Neustart Schweiz-Fonds genau in den Aufbau von Nachbarschaften usw. in ärmeren Weltgegenden verwendet wird. Je nachdem, ob man finanzierbare Kredite miteinbezieht, wären das 5 bis 50 Milliarden pro Jahr.

Auch wenn ein solcher Vorschlag jenseits jeglicher politischer Realität erscheint, ist es uns wichtig auf seine prinzipielle Notwendigkeit hinzuweisen. Wenn wir eine enkeltaugliche Biosphäre, eine friedliche Welt, ein gutes Leben für alle und Demokratie wollen, dann ist dies nun einmal die Herausforderung. Für jeden von uns macht es zwischen 1 bis 10 Prozent «Lohnabzug» aus.[52] Das ist nicht gerade das Ende der Welt.

Alternativ lässt sich die Finanzierung über Abgaben für Finanztransaktionen bewerkstelligen. Doch viele Finanzgeschäfte sind ja dann gar nicht mehr nötig beziehungsweise interessant.

Eine zukünftige Organisation des globalen Commons kann sich nur teilweise auf die heutigen internationalen Institutionen abstützen. Während FAO, UNICEF, WHO... einigermassen akzeptiert sind, geraten andere Instanzen wie die UNO als ganze, aber auch Weltbank, Internationaler Währungsfonds, WTO, Nato usw. dermassen in Misskredit, dass es wohl auch hier einen radikalen Neuanfang bräuchte. Dieser Neuanfang müsste parallel zum Empowerment der potenziellen Territorien geschehen, also von unten und von oben her gleichzeitig. Eine Global Commons Organisation (GCO) braucht zwei Elemente: Legitimität und Demokratie.

Die Legitimität könnte analog des Vorschlags zur Bildung der Helvetischen Republik hergestellt werden: Jedes der ca. 600 Territorien entsendet je einen Vertreter in eine globale Versammlung. Diese Delegierten könnten, wie im alten Athen, unter allen Territorialbewohnerinnen durch das Los bestimmt werden. Damit würde eine Parität zwischen den Geschlechtern hergestellt und der politische Einfluss von Parteien, Geldgebern, traditionellen Herrschaftsstrukturen usw. reduziert. Eine permanente Direktübertragung der Sitzungen über das Internet garantiert die Transparenz. Ebenso können die Delegierten mit ihren Wählerinnen live kommunizieren.

Dieser «Globale Rat» konstituiert sich als «arbeitende Versammlung» und wählt verschiedene Kommissionen für die verschiedenen Aktivitätsbereiche. Eine Koordinationskommission von vielleicht 25 Personen würde den Überblick behalten und Parallelismen vermeiden helfen. Als Infrastruktur für die einzelnen Tätigkeitsbereiche könnten bisherige internationale Organisationen übernommen werden. Zum Beispiel könnte so eine wirkliche Weltbank entstehen, die nicht einfach unter US-Kontrolle

steht. Ähnlich wie beim Territorium können Delegierte aus dem gleichen Subkontinent Subkontinentalräte bilden, um spezifische Aufgaben zu lösen, z.B. Energie, Verkehr, Bauteile, Gesundheit usw.[53]

Strukturen produzierender Commons

Die industrielle Produktion ist schon lange global vernetzt. Rohstoffe, Komponenten und Programme kommen aus aller Welt in einzelnen Verarbeitungsbetrieben zusammen. Es ist heute kaum mehr möglich, ein Fahrrad ausschliesslich lokal herzustellen. Auch Fablab-Apparate, 3D-Drucker, Computer im Allgemeinen können zwar lokal eingesetzt und teilweise auch zusammengebaut werden, doch es wird nie möglich sein, sie ausschliesslich mit lokalen Ressourcen herzustellen. Das ist auch nicht nötig. Wichtig ist aber, dass wir eine abgestufte industrielle Organisation haben, die allgemeine Regeln der Ökologie, der Fairness und der Selbstverwaltung einhält.[54]

Warum soll nicht eine planetarische «Agentur» Computer-Komponenten zu gerechten Bedingungen für alle Territorien herstellen? Der kreative Commons der Inhalte kann durch einen materiellen Commons der Hardware ergänzt werden. Commons sind Gemeingüter von Personen oder Institutionen.[55] Solch globale Unternehmen könnten ähnlich wie das Kernforschungszentrum CERN als Gemeinschaftsunternehmen funktionieren, die entweder als Gemeinschaftswerk von Territorien oder von der planetarischen Organisation ins Leben gerufen werden. In Bezug auf Standardisierung, Anschlussfähigkeit und Produktivität könnte auf diese Weise ein grosser Schritt vorwärts gemacht werden. Wie schon Joseph Schumpeter vorschlug, ist das Aufgehen der heutigen Teil-Monopole in einem

Weltmonopol der logische nächste Schritt. Befürchtungen bezüglich des fehlenden Konkurrenzimpulses auf die Produktivität hatte er nicht. Die grössten Entwicklungen wie Computer, Verkehrsmittel, Medikamente, wurden nicht in Privatfirmen, sondern in staatlichen Institutionen gemacht. Wie gesagt: Die Herausforderung ist die abgestufte demokratische Selbstverwaltung der Weltindustrie.

Soziale Einheiten mit definierten Grenzen sind unabdingbar, wenn Commons und ihre Selbstverwaltung gelingen sollen. Elinor Ostroms erste Regel[56] lautet deshalb: «Es existieren klare und lokal akzeptierte Grenzen zwischen legitimen Nutzern und Nichtnutzungsberechtigten. Es existieren klare Grenzen zwischen einem spezifischen Gemeinressourcensystem und einem grösseren sozioökologischen System.»[57] Diese Grenzen bedeuten jedoch nicht Abschottung; sie sollen durchlässig sein, jedoch Regeln unterliegen. Regellosigkeit ist immer eine Chance für die Durchsetzung der Stärkeren. Eine Anforderung für Module besteht auch darin, dass sie zwar als Modul klar definiert sind, aber in ihrer Anwendung eine hohe Flexibilität aufweisen. Nachbarschaften in ihren kulturellen, architektonischen und institutionellen Interpretationen sind so vielfältig, wie unsere Lebensweisen und Traditionen.

Von planetarischen Unternehmen und Institutionen, über territoriale oder regionale Industrien und Produktionsbetriebe, THEMA-Werkstätten in Quartieren und Betrieben in Nachbarschaften oder auf naheligenden Landwirtschaftsflächen, können alle Güter und Dienstleistungen in Form von gemeinschaftlich organisierten Commons betrieben werden. Statt in Konkurrenz wird in Kooperation gearbeitet. Das entspricht der menschlichen Natur. Konkurrenz schafft dagegen wenige Gewinner und viel zu viele Verlierer.

Erscheint diese Neuordnung des globalen Wirtschaftssystem zu abgehoben, da dies die aktuell «regierenden» Grosskonzerne nie zulassen würden? Grosskonzerne sind meist träge und protektionistisch. Beispielsweise der frühere Weltkonzern Eastman Kodak Company, der 1890 gegründet wurde und über viele Jahrzehnte Marktführer bei fotografischen Artikeln war. Kodak brachte gar die ersten Digitalkameras auf den Markt. 1991 verzeichnete der Konzern einen Rekordumsatz von 19,4 Milliarden US-Dollar. Doch die Konzernleitung wollte nicht das eigene analoge Geschäft konkurrenzieren und zügelte seine Digital-Division zurück. Kodak kam bald darauf in Schwierigkeiten und musste Anfangs 2012 Insolvenz anmelden. Nur ein knappes Zehntel des Konzerns konnte in der Folge «gerettet» werden. In 21 Jahren vom Marktführer zur Insolvenz, nur weil man am Bestehenden festhalten wollte.

Es kann noch schneller gehen. Erinnern wir uns an die Subprime-Krise 2007/08. Um ein Haar verfehlte sie den kompletten Zusammenbruch der Weltwirtschaft. Da sind wir gut beraten, wenn wir von vornherein wissen, wie wir das neu und eben als Commons aufbauen können.

An der nächsten Krise führt kein Weg vorbei. Doch nehmen wir es gelassen, nach jeder Krise gibt es einen Neuanfang. Und wenn die Welt Vernunft annimmt, dann sind Commons die richtige Lösung.

Die Löcher stopfen – Plugging the Leaks

Finanznöte von Gemeinden oder Städten versucht man in der Regel mit Steuersenkungen, Fusionen, Verkauf von Land, durch Investitionen, Standortförderung oder raumplanerischen Massnahmen zu lösen. Die New Economics Foundation in London hat mit dem Konzept «Plugging the

Leaks»[58] eine andere Art von Lösung gefunden und damit vielen Gemeinden geholfen: Es geht nicht primär darum, irgendwie mehr Geld in die Gemeinde zu holen, vielmehr sollen die Geldabflüsse aus der Gemeinde verringert werden. Denn Geld fliesst nicht nur durch Zinszahlungen für Kredite oder über die in allen Produkten und Dienstleistungen enthaltenen Kapitalkosten ab, sondern schlicht auch dadurch, dass ein Produkt ausserhalb der Gemeinde gekauft wird und damit der lokalen Wertschöpfung entzogen ist. Es macht also einen grosser Unterschied, ob ich ein Buch im Internethandel kaufe oder in der lokalen Buchhandlung, denn jeder lokal ausgegebene Franken zirkuliert dadurch einmal mehr in der Gemeinde.

Je öfter der Franken lokal ausgegeben wird, desto höher die lokale Wertschöpfung: Die Buchhändlerin mietet eine Wohnung am Dorfplatz, die Vermieterin kauft beim Bauern auf dem Hof, der wiederum geht ins lokale Theater und der Schauspieler feiert seinen Geburtstag im Restaurant nebenan.

Das Modell integrierter Nachbarschaften von Neustart Schweiz zielt genau auf diese Stärkung der lokalen Ökonomie. Es ist entscheidend, diese Zusammenhänge zu erkennen und daraus für jede Situation spezifische Strategien zu entwickeln.

Solidarische Landwirtschaft

Da die Landwirtschaft an den Boden und an die Natur gebunden ist, kann sie weder mit den Effizienzsteigerungen noch mit den Wachstumszahlen der Industrie mithalten. Hinzu kommen regionale und geographische Unterschiede, was es unmöglich macht, die Preise alleine über den Markt regulieren zu wollen.

Wo das versucht wird, geht das meist auf Kosten von Mensch und Natur. Vertragslandwirtschaft, auch solidarische Landwirtschaft genannt, ist eine «offensive Antwort auf diese Probleme»[59].

Anstelle des anonymen Marktes regeln Bäuerin und Konsument gemeinsam alle Fragen zum Anbau, zu den Preisen, der Vermarktung und allenfalls der Mitarbeit – und die Abnehmerinnen und Abnehmer tragen das Produktionsrisiko mit.

Der Verband regionale Vertragslandwirtschaft RVL[60] fördert entsprechende Initiativen.

Regionalwert AG

Das Konzept der Regionalwert AG[61] ist anders gelagert, als die solidarische Landwirtschaft. Bürgerinnen und Bürger engagieren sich insbesondere mit ihrem Geld an einer Aktiengesellschaft, welche die lokale Produktion von Lebensmitteln fördert.

Es ist ein Netzwerk, bestehend aus Bauernhöfen, Verarbeitungsbetrieben und Verkaufsläden. Jeder entlang der Wertschöpfungskette ist auf den anderen angewiesen und interessiert, dass es ihm gut geht. Die Gewinne werden dort eingesetzt, wo sie am Nötigsten sind. Oder es werden neue Bauernhöfe oder Verarbeitungsbetriebe gekauft und integriert.

Damit können ganz neue Synergien geschaffen werden und die Bürger stärken nicht nur die lokale Ökonomie, sondern erhalten frische biologisch angebaute Lebensmittel.

Die grossen Problem der Hofnachfolge und dem Zugang zu Höfen für junge Bäuerinnen und Bauern können so sinnvoll gelöst werden.

Gesellschaft im Wandel

Unsere Wirtschaftsordnung – das Verhältnis von Mensch und Natur sowie der Menschen untereinander – basiert auf einem Missverständnis, das schon, je nach theoretischer Tiefe, 5000 oder 250 Jahre dauert. Dieses Missverständnis, das uns als Konkurrenten, Marktteilnehmer oder «Tauschtiere» sieht, hat zu einer generellen Krise geführt.

Wieviele Ex- und Importe brauchen wir?

Zuerst einmal vergegenwärtigen wir uns, dass sich Form und Umfang der industriellen Produktion radikal verändert haben. Die Skalenerträge sind ein Relikt aus der Vergangenheit. Zu Zeiten der Schwerindustrie und der Petrochemie lohnte es sich, riesige zentrale Anlagen und die entsprechenden Verteilnetze zu bauen. Heute haben wir die 3-D-Drucker; die Petrochemie wird von der Solarchemie verdrängt, die mit einheimischen Rohstoffen arbeitet. Wir haben neben dezentralen Sonnenkollektoren auch Windturbinen. Und vor allem arbeiten in den meisten Ländern weniger als 20 Prozent der Beschäftigen in der Industrie. Neue Jobs entstehen praktisch nur noch in den persönlichen Dienstleistungen Bildung, Gesundheit, Pflege, Paramedizin, Fitness usw. Die Wirtschaft ist zu einer überwiegend lokalen Angelegenheit geworden.

Aber trifft es denn nicht zu, dass wir 2015 rund 60 Prozent unseres BIP exportiert haben? Doch, das kann man so formulieren, aber diese Aussage ist nicht relevant. In der Wirtschaft geht es nicht ums Geldverdienen, sondern um die Befriedigung unserer Bedürfnisse. Dafür brauchen wir auch Importe wie Autos, Bananen, Erdöl usw. Die relevan-

te Frage lautet also, wie viele unserer Bedürfnisse müssen wir mit Importen decken – und mit Exporten finanzieren, und wie viel müssen wir dafür arbeiten? Die richtige Antwort lautet: Rund 15 Prozent unserer Arbeitszeit brauchen wir für die Finanzierung der Importe.

Und wo steckt die Differenz zu den genannten 60 Prozent? Nun, erstens exportieren wir seit Jahrzehnten viel mehr als wir brauchen. Die Importe betragen im Verhältnis zum BIP «bloss» 50 Prozent. Doch in diesen 50 Prozent stecken laut Schätzungen der OECD etwa 15 Prozentpunkte Exporte. Viele Waren gehen eben mehrmals über die Grenze. Netto bleibt also ein Importanteil von rund 35 Prozent des BIP. Nun umfasst aber dieses BIP nur den Teil unserer produktiven Leistungen, die gegen Geld getauscht werden.

Doch die Grenzen zwischen Markt und Selbstversorgung sind fliessend. Wir können unsere Kinder selber hüten oder gegen Geld hüten lassen, können selber kochen oder in die Beiz gehen, Konzert-Ticket lösen oder selber musizieren usw. Frühere Generationen haben ganz ohne Geld gelebt.

2013 wurden in der Schweiz 7,7 Milliarden bezahlte und 8,7 Milliarden Stunden unbezahlte Arbeit geleistet. Rechnen wir in Zeiteinheiten, schrumpft also der Importanteil auf gut 15 Prozent. In anderen, weniger exportlastigen Ländern sind es meist bloss 10 Prozent. Doch dieser Anteil ist immer noch unnötig und unökonomisch hoch.

1930 hatte John Meynard Keynes prophezeit, dass wir in 100 Jahren bloss noch 15 Stunden pro Woche arbeiten werden. Keynes hat zwar die Entwicklung der Produktivität in etwa richtig eingeschätzt, konnte aber nicht ahnen, dass sich die Marktwirtschaft immer weniger mit der Produktion an sich, aber immer mehr mit deren Organisation

beschäftigt. 22 Prozent aller Jobs in den USA sind reine Kontrolljobs – Polizei, Militär, Sicherheitspersonal. Dazu kommen noch die Überwachungsarbeiten des Finanzsektors: Börsenhändler, Finanzanalysten, Vermögensverwalter. Werbung und Vertrieb verschlingen auch immer mehr Geld.

Keynes ging noch davon aus, dass Arbeit knapp und teuer ist und der Markt entsprechend sparsam mit ihr umgeht. Doch heute ist bezahlte Arbeit zum Schleuderpreis zu haben – entsprechend werden Arbeitnehmer auch oft behandelt.

Aspekte der Krise

Die globale «Unwirtschaft» torkelt von Kollaps zu Kollaps. Die Strategie, die Probleme in den Süden zu exportieren klappt nicht mehr, die Krisen sind in den Zentren angekommen. Die Lösung mit der Ankurbelung von Wachstum verschärft die Probleme. Unser System wird von fundamentalen inneren Widersprüchen geplagt. Zum Beispiel dem, dass wir Einkommen nur aus Arbeit beziehen können, dass aber Arbeit heute schon knapp ist und noch knapper wird.[62]

Ein anderer Widerspruch entsteht dadurch, dass durch Massenproduktion und Automatisierung Waren immer weniger «Wert» enthalten, was schliesslich auch die Preise fiktiv macht. Profite können nur noch mit Monopolen oder staatlichen Subventionen gemacht werden. Der Zusammenbruch des Wertesystems erhöht das Risiko eines Neo-Feudalismus.[63] Diese Widersprüche werden immer wieder mit finanziellen Tricks zugekleistert, das heisst mit Finanzinstrumenten in die Zukunft verschoben. Bei einem planetarischen BIP von 74 Billionen Dollars betragen die

globalen Schulden 200 Billionen und die kombinierten Finanzderivate 600 Billionen Dollars. Diese ungedeckten Schecks fliegen uns nun um die Ohren. Finanzkrisen, Schuldenkrisen, Staatskrisen, Währungskrisen: Es funktioniert schlicht nicht.[64] Die «Tragödie der Märkte» hat keine Zukunft. Unsere Mitwelt leidet, weil im aktuellen System ein Wachstumszwang einprogrammiert ist. Ressourcen werden rücksichtslos aufgebraucht: Erdöl, Boden, Wasser und seltene Erden sind Beispiele dafür.

Das gegenwärtige Marktsystem ist nicht fähig, Ressourcen ökologisch nachhaltig zu nutzen und zu verteilen. Die der marktwirtschaftlichen Produktionsweise verinnerlichte Logik ist der grundlegende «Wachstumstreiber».[65] Wir verbrauchen bald zwei Planeten, haben aber nur einen. Das heisst, wir räumen die Speisekammer unserer Enkel leer.

Der erhöhte Ressourcenverbrauch ruiniert die Biosphäre, vergiftet die Mitwelt und vergrössert die Klimarisiken. Die Entkopplung des Wachstums vom CO_2-Ausstoss und dem Verbrauch von Ressourcen ist nicht gelungen – und kann auch nicht gelingen.[66] Das Wetter spielt verrückt, was immer deutlicher auf den menschengemachten Klimawandel hinweist. Harald Welzer spricht zu Recht von einer «strukturellen Nicht-Nachhaltigkeit». Der Planet wird zunehmend unbewohnbar.

Weil die Ressourcen knapp werden, wird der Verteilkampf immer härter, und die weltweite Ungleichheit nimmt zu. So verbrauchen 20 Prozent im reichen Norden 80 Prozent der Ressourcen – und 1 Prozent besitzt gleich viel wie die restlichen 99 Prozent. Das BIP pro Kopf von Bangladesh ist 100 mal kleiner als unseres, bei wesentlich höheren Wochen- und Lebensarbeitszeiten und kaum existentem Arbeitsschutz. Auch im Innern sind unsere

Gesellschaften ungleicher geworden: 1 Prozent der US-Haushalte besitzt 225-mal so viel wie der Durchschnittsamerikaner, 1962 war es das 125-Fache.[67] Die zunehmende Ungleichheit führt zu einer Konzentration des Vermögens bei wenigen Superreichen.

Während uns die Tatsache, dass wir weniger verdienen als andere, im Prinzip egal sein kann – solange wir genug zum Leben haben, gilt dies keineswegs für die politischen Risiken. Politischer Einfluss wird durch Milliardäre (Trump, Blocher usw.) und Oligarchen «gekauft», wodurch unsere demokratische Kontrolle über den staatlichen Commons (Gesundheit, Bildung, Wissenschaft, Forschung, oder Medien usw.) gefährdet wird (z.B. durch Privatisierungen oder Sponsoring).

Während die Superreichen immer weniger Steuern zahlen, bestimmen sie mit ihren politischen Akteuren zusätzlich, was mit unserem Geld geschieht. Das Resultat sind soziale Konflikte, der Abbau der Demokratie und des Rechtsstaates, Bürgerkriege, Terrorismus oder Fluchtbewegungen. Die Benachteiligten sind überall am Revoltieren. Sie verlangen Gerechtigkeit und Demokratie für alle. Und sie klopfen verständlicherweise an unsere Tür.

Mit blossem Verzicht ist die Wende nicht zu schaffen. Ein grosser Teil unseres Ressourcenverbrauchs trägt nicht zu erhöhtem Genuss oder Komfort bei, sondern ist nur eine Folge von aufwändigen Parallelnutzungen sowie mangelnder Bündelung von individuellem Verbrauch. Dieser strukturelle Individualismus ist nicht zu verwechseln mit erwünschter Individualität und geschützter Privatsphäre. Wir müssen den Mut haben, anders und zugleich besser zu leben. Was droht, ist keine Strom-, sondern eine Fantasie- und Mutlücke.

Den Zusammenbruch lustvoll gestalten

Der Untergang des marktwirtschaftlich dominierten Systems braucht uns keine Angst zu machen. Trotzdem brauchen wir keinen Kollaps, um uns bereits heute für lebensfreundlichere und gerechtere Systeme einzusetzen. Nichts hindert uns daran, ab sofort solche Strukturen aufzubauen und bereits bestehende Initiativen zu stärken.

Für einen Übergang sind alle nötigen Institutionen schon bereit oder werden gerade experimentell erprobt. Es geht dabei nicht darum, das heutige System einfach durch ein anderes zu ersetzen. Es braucht nicht einmal einen Namen. Wir machen einfach das nächste Beste. Für eine systemische Stabilität und daher Resilienz braucht es im Gegenteil mehrere relativ unabhängige Kreisläufe und unterschiedlich strukturierte Wirtschaftsformen.

Sphäre der Commons	allgemeine Dienstleistungen	kreativ/kooperative Projekte	Subsistenz in der Landwirtschaft
Bereich	Industrie, Grundversorgung, gesellschaftliche Dienste	leichte Gewerbe, Handwerk, Dienstleistungen, Künste	Ernährung
Organisation	indirekte und direkte Demokratie	leichte Gewerbe, Handwerk, Dienstleistungen, Künste	direkte Demokratie-resilienz
Grössenordnung	350‘000 «Filialen» Landstädte, Quartiere	freie Assoziation	14‘000‘000 Nachbarschaften

Was entstehen wird, ist eine Lebens- und Wirtschaftsweise, die von drei verschieden organisierten Sphären bestimmt wird: Subsistenz[68], öffentliche Dienste und Kreativ-Kooperatives. Das erste Standbein bildet die Subsistenz in den Nachbarschaften. Diese Form der direkten Kontrolle über die wichtigsten Lebensgrundlagen, etwa

Ernährung und Wohnen, ist nicht nur effizient und sachgerecht, sondern bildet, wie oben erwähnt, ein entscheidendes Element der demokratischen Souveränität. Wir sind nicht machtlose Einzelbürgerinnen, sondern schon «vororganisiert».

Das zweite Standbein ist die Ausweitung der öffentlichen Dienste, also die Erhaltung und Erweiterung der Commons-Aspekte des Staates – den wir deswegen nicht neu gründen müssen. Bei Gesundheit, Ausbildung, Infrastruktur, Verkehr, Energie und Wasser agiert ja hauptsächlich der Staat. Denn der Kapitalismus kapituliert an solchen flächendeckenden, «gemeinen» und kontinuierlichen Aufgaben. Bei Banken, weiteren Energiebetrieben, der Pharmazeutik, den maschinellen Grossausrüstungen, dem Bauwesen sind staatliche Interventionen absehbar.

Die Commons-Gesellschaft der Zukunft ist im Prinzip nichts anderes als eine allgemeine Auffanggesellschaft. Was relevant ist, und wo Aufwand und Nutzen in einem vernünftigen Verhältnis stehen, das kann gemacht werden. Echte Profite, Wachstum und Produktivitätsfortschritte gibt es heute kaum mehr. Nur noch die Geldmenge wird vergrössert. Was sollen also die ideologischen Umtriebe? Anlässlich der Krise von 2008 haben wir es erlebt, wie selbst neoliberale Politiker die Lösung nicht den Marktkräften überlassen wollten, sondern beherzt mit Verstaatlichungen eingriffen. Es könnte also sein, dass die Staatsquote, die heute typischerweise um die 40 Prozent beträgt, auf 60 oder 70 Prozent steigt. Insgesamt kein Grund zur Aufregung.

Die Subsistenz der Nachbarschaften ist intern weitgehend planbar. Die öffentlichen Dienste bedürfen ebenfalls einer gewissen Planung, weil die Systeme sehr gross, komplex und langfristig wirksam sind. Das ist heute schon so.

Diese Planung muss nicht top-down organisiert sein. Sie kann mit Computerunterstützung eine von vielen Dienstleistungen eines Digital-Commons sein, also interaktiv, sehr schnell, transparent und unter Mitwirkung aller Beteiligter erfolgen. Mason spricht in diesem Zusammenhang vom «Wiki-Staat».[69] Netzwerke von Produzierenden und Konsumierenden – oder Prosumentinnen und Prosumenten – können schnelleres Feedback liefern als archaische Marktstrukturen. Damit lassen sich Verschwendung und Fehlproduktion vermeiden und zugleich die Bedürfniserfüllung optimieren. Überflüssig zu bemerken, dass dies eine Staatsstruktur erfordert, die voll transparent und demokratisch ist. Wir werden den Staat modularer, durchsichtiger und allgemein leichter machen.

Wenn grundlegende Bedürfnisse befriedigt sind, also ein de facto Grundeinkommen besteht, dann können grosse Teile der produktiven Tätigkeiten von Zwängen befreit gestaltet werden: Das Kreativ-Kooperative; der neue dritte Sektor. Hier werden Marktbeziehungen kaum noch eine Rolle spielen, die Akteurinnen können sich frei gruppieren und ihre Produkte oder Ideen so zirkulieren lassen, wie es den Bedürfnissen entspricht.

Dieser dritte Sektor kann mit den beiden andern inhaltlich und strukturell nicht verglichen werden. Weder muss er geplant werden noch gibt es eine Notwendigkeit dafür. Mit gesellschaftlichen Regeln muss lediglich garantiert werden, dass ökologische Grenzen und soziale Standards nicht verletzt werden. Was sowohl der Natur als auch dem Menschen nicht schadet und Spass macht, kann frei gestaltet werden. In einem gewissen Sinn ist diese Freiheit der Zweck der beiden anderen Sphären. Wenn wir die drei Sphären auf die fünf territorialen Module verteilen, dann könnten wir folgende Tabelle erhalten:

Sphäre / Kreis/Pers.	**Allgemeine Dienstleistungen**	**kreative Projekte**	**Subsistenz in der Landwirtschaft**
Planet 7 Milliarden	fossile Stoffe, Energie, Kommunikation, Pharmazie, globales Bankwesen, Stahlproduktion, Notfallhilfe, Raumfahrt, Forschung, Transportwesen, elektronische Bauteile, Waffen, Kunststoffe	Software, Musik, Literatur, Film, Mode, Kosmetik, Computer, Spiele, Musikinstrumente	Notfallhilfe, Samenbanken, Gewürze, Kaffee, Tee, Kakao, Spirituosen, Zigarren
(Sub-) Kontinent 0,5 bis 1 Milliarde	Transportmittel, Schifffahrt, Wasser- & Energieversorgung, Maschinen, Motoren, Farben, chemische Produkte, elektronische Bauteile, Bankwesen	Bekleidung, Kosmetik, Haushaltswaren, Software, Musik, Theater, Zirkus	Wein, Oliven, Konserven, Getreide, Käse, Fisch, Kondensmilch, getrocknete Produkte, Nüsse, Trüffel
Territorium 10 Millionen	Wasser- & Energieversorgung, Züge, Busse, Gremien, Metallverarbeitung, Universitäten, Keramik, Glas, Papier, territoriale Kooperationsbörse, Bankwesen	lokale Textilien, Haushaltswaren, Fahrräder, Literatur, Musik	Getreide, Kartoffeln, Zucker, Bier, Salz, Wein, Käse, Wurst, Öle
Region 0,1 bis 1 Million	Wasser- & Energieversorgung, Krankenhaus, öff. Verkehrswesen, Baustoffe, Polizei, Recycling, Theater und Kultur, regionale Kooperationsbörse, Bankwesen	Holzverarbeitung, Möbel, Bekleidung, Schmuck, Haushaltswaren, Kasino	Milchprodukte, Früchte, Fleisch, Eier, Gemüse, Kräuter, Wurst, Schinken, Schokolade, Fisch

Stadt 0,1 bis 1 Million (kann mit Region oder Territorium zusammenfallen)	Wasser- & Energieversorgung, Oper, Museen, Eislaufbahn, Schwimmbäder, öff. Verkehrswesen, Sportstadien, Parks, Kooperationsbörse (und Bank)	Kabarett, Bands, Restaurants, Bekleidung, Schuhe, Fleischspezialitäten, Pasteten, Pralinen, Süssigkeiten, Tabak und Spirituosen	Städtische Gärten, Bienen, Beeren, Nüsse, Kaninchen, Hühner, Fischteiche
Stadtteil/ Kleinstadt 20‘000	Wasser- & Energieversorgung, Grundschule, weiterführende Schule, Gesundheitszentrum, Zahnarzt, Energieversorgung, Gebäudetechnik, Polizei, Kooperationsbörse	Bekleidung, Haushaltswaren, Lebensmittel, Taschen, Hüte, Möbel, Drucksachen, Frisör, Tattoo	Kräuter, Mahlzeiten, Getränke, Blumen
Nachbarschaft 500	Wasser- & Energieversorgung, Instandhaltung von Gebäuden, Abwasser, Kindergarten	Dienstleistungen im Haushalt, Reparaturarbeiten, Kinderbetreuung, Hausarbeit	Brot, Joghurt, Nudeln, Kräuter, Beeren, Eigenanbau, Mahlzeiten
Individuum 1		Hygiene, Geschenke, gegenseitige Hilfe, Bekleidung, Massagen, Einzelinitiativen	Mahlzeiten, Eigenanbau, Kräuter auf dem Balkon

Selbstverständlich ist das noch nicht das pfannenfertige Modell für eine neue Weltwirtschaft, sondern nur eine Illustration, die die Prinzipien so

— nah
— sachgerecht
— effizient
— umweltgerecht
— demokratisch

wie möglich konkretisieren soll. Es geht also um Subsidiarität, nicht einfach nur um Profite.

Die Tabelle auf Seite 66 ist weder vollständig noch sind alle Zuteilungen zwingend. Im Einzelnen ersieht man daraus, dass zum Beispiel Energie in allen Modulen vorkommt: In der Nachbarschaft als Sonnenenergie auf dem Dach, im Quartier vielleicht als Geothermie, in der Region als Flusskraftwerke oder Windgeneratoren, in Territorien als Hydroenergie usw. Subkontinentale Netze bleiben weiterhin nötig zum Ausgleich von lokalen Schwankungen. Das entspricht der Notwendigkeit, die zukünftige Energieversorgung nicht mit grossen und riskanten Kraftwerken zu leisten, sondern sozusagen kapillar in den Lebenskreislauf einzubauen.

Ebenfalls kommen Banken ab der Stufe Stadt überall vor: Auch sie dienen lokalen Bedürfnissen und sind eine Dienstleistung des Staates, genauso wie etwa die Wasserversorgung. Produktion von Lebensmitteln verteilt sich ebenfalls auf alle Module: Vom Kräuterkistchen auf dem Balkon bis zu Notfallreserven auf planetarischer Ebene.

Die drei Sphären ergänzen und überkreuzen sich auf vielfache Weise. So gehört das Mikrozentrum-Restaurant zur Subsistenzsphäre, die Uni-Kantine zur öffentlichen, das kleine französische Bistro um die Ecke zur kreativen Sphäre. Die Herstellung von Salz aus einer Saline kann eine öffentliche Dienstleistung sein, das Ernten von Meersalz ein Element der lokalen Subsistenz.

Der zusammenbrechende Lohn-Konsum-Profit-Kapital-Kreislauf kann nicht nur durch eine Neuorganisation der bisherigen Produktion aufgefangen werden. Wir werden auch neue Arbeitsformen, eine neue Verteilung von Arbeitsformen über die Lebenszeit, neue Umgangsformen in Betrieben und Arbeitsteams brauchen. Gestärkt werden muss die Demiurgie und die gleichberechtigte Zusammenarbeit.[70] Autorinnen wie Frigga Haug[71] oder Gibson-Gra-

ham[72] sehen eine Mischung von unbezahlter Haushaltsarbeit, verrechneter Gemeinschaftsarbeit (Punktsysteme, Komplementärwährungen →) und professioneller bezahlter Arbeit vor. Das Gesamtpaket ergibt ein volles Leben. Diese Mischung variiert natürlich gemäss Arbeitsart und Ausbildungsinvestition. So wäre es ja nicht sinnvoll, wenn eine Gehirnchirurgin, in die die Gesellschaft zehn Jahre Ausbildung investiert hat, dann nachher allzu viel Zeit mit dem Putzen von Küchen verbringt. Es muss auch möglich sein, während Wochen oder Jahren nur in einem oder zwei der Sektoren zu arbeiten. Der Zugang zu «planetarischem Geld» muss ebenfalls für alle garantiert sein. Dafür würde jedoch ein globales Taschengeld genügen, denn wir gehen davon aus, dass jede Nachbarschaft und jedes Quartier Gäste gratis aufnimmt.

Ein anderer wichtiger Aspekt ist die Selbstbestimmung der Arbeitenden bei der Arbeit. Hier ergibt sich ein Konflikt zwischen demiurgischen Anforderungen und der Selbstentfaltung. Wenn eine Nachbarschaft beschliesst, dass sie frisches Brot will und dafür eine Bäckerin als bezahlte professionelle Arbeiterin, die ein Backteam anleiten soll, einstellt, dann müssen sich die «Kunden» mit diesem Team darüber einigen, ob es nun Baguettes oder Schwarzbrot, oder beides, geben soll. Wenn aber die Selbstverwirklichung der Bäckerin ausschliesslich auf Schwarzbrot beruht, dann entsteht ein natürlicher Konflikt. Das heisst, Arbeit kann nicht nur auf die Selbstbestimmung der Arbeitenden ausgerichtet werden, sie muss in einem sozialen Prozess ausgehandelt werden. Mildernde Umstände können darin bestehen, dass verschiedene Module verschiedene Produkte brauchen, dass also Arbeitende sich das passende Team suchen können. Im Prinzip jedoch bestimmen die demokratischen Prozesse der «Kunden», was

produziert werden soll. Eine ökologische Wirtschaft muss strikt nachfrageorientiert sein, weil sie ja nicht Produkte verschwenden kann, um eventuelle Märkte zu testen.

Der enge Kontakt von Konsumenten und Produzenten wird Prosumentinnen und Prosumenten erzeugen, die sowohl als kollektive Arbeitgeber als auch als Demiurgen aktiv sind, beide Rollen kennen und sich an den iterativen Planungsprozessen beteiligen.[73]

Die konkreten Arbeitsbedingungen werden von den Demiurgenteams innerhalb bestimmter Regeln selbst gestaltet. Man weiss heute schon, dass die effektivsten Betriebe auf der selbstbestimmten Teamarbeit beruhen, also auf einer Peer-to-Peer-Basis. Die Vernetzung dieser Teams auf lokaler oder globaler Ebene zu Berufsverbänden und digitalen Gilden, ohne Zurückhaltung von Know-How – es gibt keinen Profitdruck, dies zu tun –, wird die Produktivität im Vergleich zu heute drastisch erhöhen. Die freie Entfaltung der Produktivkräfte wird möglich durch das Abwerfen der obsoleten kapitalistischen Fesseln.

Arbeit ist schliesslich ein so komplexer Begriff, dass sie in Zukunft nicht mehr genau von Leben, Lernen, Mithelfen, Kreativität, Ambition, Pflichtbewusstsein usw. abgegrenzt werden kann. Arbeit ist nicht immer schön, aber auch nicht immer eine Last. Werden wir weniger arbeiten? Das könnte sein. Vielleicht werden wir auch mehr arbeiten, weil uns der Einsatz für ein gewisses Projekt schlicht überwältigt. Dann wieder rät uns die demiurgische Ärztin zu einer ruhigeren Phase. Wenn unsere Existenz nicht allein von permanenter Lohnarbeit abhängt, dann können wir unsere Interessen und Lebensphasen freier aufeinander abstimmen. Vaterschaftsurlaub, Ferien, Erholungsurlaube, können einfach durch eine andere Arbeitsmischung realisiert werden. Sabbaticals ersetzen kurze Ferien. An-

dererseits gibt es bittere Notwendigkeiten, die zu unangenehmen Arbeiten zwingen. Hier kann eine faire Verteilung, der Versuch solche Tätigkeiten zu minimieren oder zu automatisieren, der Umstieg auf andere Verhaltensweisen viel helfen, wie etwa der Gang auf Komposttoiletten, welche die Kanalisation entlasten.

Auf jeden Fall werden wir weniger arbeiten, weil wir auch weniger konsumieren werden. Wir werden weniger Bauten, Möbel, Geräte, Verkehrsmittel, weniger Lebensmittel brauchen, weil wir in den neuen Modulen des Commons mehr teilen können, weniger wegwerfen müssen und andere Formen des Lebensgenusses entwickeln können.

Verantwortungsvolles Miteinander

Werte und Haltungen sind nicht vererbt und gegeben, sondern sind beeinflusst durch unser Umfeld. Als soziale Wesen suchen wir die Anerkennung anderer. So werden unsere Werte und Haltungen im Alltag gebildet. Es ist ein gegenseitiger Prozess. Andere prägen meine Werte und mit meinem Verhalten präge ich auch diejenigen von anderen. Sie entstehen in verbindlichen Beziehungen und werden durch den Gebrauch gefestigt. Wer gerecht behandelt wird, bekommt eine Vorstellung von Gerechtigkeit und reagiert bei Ungerechtigkeiten. Wer Solidarität erfährt, ist eher bereit solidarisch zu handeln. Werte kann man nicht lehren wie Fremdsprachen, sie sind von guten und tragenden Beziehungen abhängig. Nachbarschaften von rund 500 Leuten werden in intensiven partizipativen Prozessen entwickelt und betrieben. Zwangsläufig gibt es Konflikte. Das gemeinsame Ziel einer integrierten Nachbarschaft – nach dem Prinzip teilen statt besitzen – sollte Richtschnur bleiben und mithelfen, Streit zu schlichten.

So anspruchsvoll diese Prozesse auch sind, sie stärken gegenseitiges Vertrauen: Nutzungen schaffen Beziehungen, Beziehungen schaffen Vertrauen und Vertrauen verhilft dazu, dass die Nutzungen nicht überfrachtet oder unnütz werden; ein abgestimmtes Verhältnis. Und das bildet erfolgreiche Bedingungen, damit eine solche nachbarschaftliche Commons auch langfristig und über Hochs und Tiefs gut funktionieren kann.

Daraus wird ersichtlich, dass sich Lernen nicht auf den Schulunterricht beschränkt. Wir lernen lebenslang in jeder Alltagssituation. Genau deshalb ist die Nachbarschaft ein wichtiger Lernort. Sie ist ein optimaler Ausgangspunkt, um zukunftsfähige Haltungen und Lebensstile zu entwickeln und zu üben. Neben diesem prozesshaften Lernen können in der Nachbarschaft auch spezifische Lernangebote entstehen. Wissen soll nach Lust und Laune verbreitet und vermehrt werden, beispielsweise in dafür eingerichteten Lernzentren. Auch die Nachbarschaft als Organisation muss lernfähig bleiben, um sich neuen Umständen anpassen zu können. Für die Weiterentwicklung und die gegenseitige Stärkung ist der Erfahrungsaustausch unter den Nachbarschaften sehr wertvoll für die Weiterentwicklung und die gegenseitige Stärkung.

Krisentauglich werden

Resilienz ⇥ oder Widerstandskraft ist eine Eigenschaft von Systemen. Sie sorgt dafür, dass sie sich nach Krisen und äusseren Schocks wieder erholen, also krisentauglich sind. Der Begriff wird auch in der Medizin gebraucht für Patienten, die Krankheiten besser überstehen können und wieder auf die Beine kommen. In einer Situation, wo wir mit vielfachen Krisen konfrontiert sind, heisst das, dass

wir in ökologischer und sozialer Hinsicht unsere Resilienz verstärken müssen. Der Klimawandel zum Beispiel wird nicht mehr abzuwenden sein. Die Frage ist nicht mehr, ob es Krisen und Katastrophen geben wird, sondern, wie wir am besten mit ihnen fertig werden können. Resilienz ist nicht möglich ohne Kooperation; das absolute Konkurrenzprinzip zerstört sie. Wir werden ein neues Gleichgewicht finden müssen. Resiliente Strukturen[75] können durch folgende Elemente charakterisiert werden:

— **Transparenz**: Alle Beteiligten wissen voneinander, was sie tun und können so aufeinander reagieren und sich abstimmen.
— **Kommunikation**: Die Beteiligten kommunizieren effektiv und inklusiv, möglichst persönlich, aber auch unter Benutzung des Internets.
— **Kooperation**: Die Beteiligten profitieren von der gegenseitigen Benützung ihrer Fähigkeiten. Es entsteht ein Kooperationsgewinn, der grösser ist als die Summe der einzelnen Beiträge und der geteilt werden kann.
— **Demokratie**: Die Beteiligten können gleichberechtigt an der Gestaltung eines Systems mitwirken. Die heute oligarchischen Systeme – die gesamte Wirtschaft bleibt in unserer Demokratie ausgeklammert –, werden endlich demokratisch. Das macht Identifikation und Verantwortungsbewusstsein erst möglich. Diktaturen und Hierarchien sind notorisch instabil.
— **Modularität**: Resiliente Systeme bestehen aus klar definierten Modulen, die ausgewechselt werden können und die für einander eintreten können. Dies ist wichtig für die Strukturierung von Territorien.
— **Abkoppelbarkeit**: Die Module können für eine gewisse Zeit selbstständig überleben. Defekte werden repariert, ohne dass das ganze System zusammenbricht.

— **Dezentralität**: Die Abkoppelbarkeit impliziert Dezentralisierung, also lokale Selbstständigkeit innerhalb eines bestimmten Rahmens. Damit werden Fallmascheneffekte verhindert.
— **Lokalität**: Die Systeme passen zu lokalen Bedürfnissen, und die Module stützen sich in lokaler Nähe gegenseitig (lokale Synergien durch Relokalisierung).
— **Ökodesign**: Nachhaltige Systeme benötigen ein neues ökologisches und dauerhaftes Design der verwendeten Güter, das nicht mehr dem Wachstumsdiktat untersteht. Statt geplanter Obsoleszenz[76] werden Haltbarkeit, Reparierbarkeit, Wiederverwendbarkeit, Kombinierbarkeit usw. für die Gestaltung wesentlich. Gemäss Stahel[77] liesse sich damit der Materialdurchstoss bei gleichem Nutzen um einen Faktor zehn verkleinern. Die Zukunft basiert also nicht auf Low-Tech oder gar auf einer Rückkehr ins Mittelalter, sondern auf einer Art von modularer High-Tech, die wir noch gar nicht gesehen haben. Wenn wir die Epoche der kapitalistisch verkrüppelten Kümmerform von Technik[78] hinter uns haben, beginnt das eigentliche technische Zeitalter.
— **Kognitive Diversität**: Es braucht eine Vielfalt an Methoden, Denkmustern und Kulturen. Vielfalt ist ein wichtiges Prinzip stabiler Systeme. Unser heutiges Einheitssystem (das Primat der Kapitalverwertung) muss also durch eine Vielfalt von mehr oder weniger unabhängigen Systemen ersetzt werden.
— **Abgestuftes Engagement**: Resiliente Organisationen beruhen auf verschieden intensiven Beteiligungsformen. Eine Kerngruppe engagiert sich mehr, darum herum bilden sich Kreise unterschiedlicher Mitwirkung. Nicht alle müssen alles machen. Nicht alle können sich jederzeit gleich intensiv engagieren

— **Angepasste Grössenordnungen**: Für jeden Funktionsbereich muss die Grössenordnung angepasst werden. Nicht immer ist «gross» am effektivsten, umgekehrt kann «klein» eine ökologische Katastrophe bedeuten, wie zum Beispiel bei kleinen Metallschmelzöfen im Hinterhof. Man könnte hier auch von adaptiven Grundmustern sprechen.
— **Dazugehörigkeit**: Das Gefühl zu einer Gemeinschaft zu gehören verbessert die Resilienz – das gilt sogar für die Gesundheit. Das können religiöse, kulturelle oder andere Gemeinschaften sein.[79]

Umweltbelastungen

Seit mehreren Jahrzehnten haben die menschengemachten Umweltbelastungen auf unserem Planeten das verträgliche Mass überschritten. Nicht nur die Natur, auch die Menschen leiden darunter. Das heisst, wir müssen eine Lebensweise entwickeln, die bedeutend weniger Umweltbelastung erzeugt. Die Wende zu einer postfossilen und postnuklearen Gesellschaft wird mit rein technischen Massnahmen nicht innert nützlicher Frist machbar sein: Es braucht neue Lebensformen, eine neue Genusskultur jenseits des Massenverkehrs und Massenkonsums.

Um das zu erreichen, ist ein Leben mit Commons ideal geeignet: Wenn wir in Nachbarschaften mehr gemeinschaftlich wirtschaften, mehr zusammen benutzen und mehr gemeinsam leben, brauchen wir weniger Energie und weniger Ressourcen. Damit können wir uns und unseren Nachkommen einen Planeten bescheren, der uns ausreichend versorgt und gleichzeitig lebenswert ist. Ein ökologisch verträglicher Lebensstil würde bedeuten, dass der Planet nicht über seine Grenzen hinaus belastet wird.

Wo sind die ökologischen Grenzen?

Das Stockholm Resilience Centre hat vor wenigen Jahren die Obergrenzen der planetaren Umweltbelastung erforscht und in den «Planetary Boundaries» festgehalten.[80]

Die Autoren beschreiben zehn Bedrohungen der für den Menschen notwendigen planetaren Systeme: Klimawandel, Feinstaubbelastung, Verlust der Artenvielfalt, Überfrachtung mit Stickstoff-Verbindungen, Meeresüberdüngung mit Phosphor, Versauerung der Ozeane, Ozonschichtzerstörung, weitere chemische und biologische Verschmutzungen, Süsswasserverbrauch sowie Abholzung von Wäldern.

Werden diese Obergrenzen überschritten, sind kritische Veränderungen des biophysikalischen Zustandes des Planeten wahrscheinlich.

Mithilfe dieser Grenzen ist es möglich, einen ökologisch enkeltauglichen und planetar verträglichen Lebensstil zu beschreiben – auch wenn deren Erfassung mit Unsicherheiten behaftet ist. Es geht dabei nur um die Grenzen der ökologischen Belastbarkeit des Planeten, also um Umweltschäden.

Nicht Teil der Bewertung sind andere wichtige Fragen wie z.B. Verteilungsgerechtigkeit, Arbeitsrechte oder Finanzierbarkeit.

«Planetary Boundary Allowance» (PBA'06)

Der Schweizer Ökobilanzexperte Gabor Doka hat acht der oben erwähnten planetaren Belastungsgrenzen mit Ökobilanzresultaten verknüpft und dafür die Bewertungsmethode «Planetary Boundary Allowance» (PBA'06) entwickelt.[81]

Aus der planetaren Belastungsfähigkeit wurden acht separate Pro-Kopf-Ökobudgets abgeleitet, beruhend auf künftigen 10 Milliarden Erdbewohnern. Diese Ökobudgets bestimmen die maximal tolerierbare Umweltbelastung pro Kopf und Jahr. Damit kann zum Beispiel jedes persönliche Konsummuster auf ökologische Enkeltauglichkeit hin überprüft werden. Keines der acht Ökobudgets darf für einen enkeltauglichen Konsum überschritten werden.

Wieso eine neue Bewertungsmethode? Um die Obergrenzen der planetaren Umweltbelastung auszudrücken gibt es auch andere, teilweise bereits vor 20 Jahren entwickelte Massstäbe:

— Die 2000-Watt-Gesellschaft,
— den ökologischen Fussabdruck (Ecological Footprint in Anzahl Planeten) oder
— die 1-Tonne-CO_2-Gesellschaft.

Diese haben aber verschiedene Mängel wie schwache Abstützung oder Fokussierung auf Einzelprobleme und laufen damit Gefahr, die Umweltbelastung auf die nicht beachteten Probleme zu verlagern das sogenannte «burden shifting».

Die PBA-Methode hingegen basiert auf dem tolerierbaren Ausmass von mehreren konkreten planetaren Gefährdungen und deckt dabei einen breiten Bereich verschiedener Schäden ab.

Ein Vergleich ergibt, dass die Massstäbe der 2000-Watt-Gesellschaft und Ecological Footprint weniger strenge ökologische Grenzen setzten als die neuen Planetary Boundary Allowances. Die 1-Tonne-CO_2-Gesellschaft kommt zwar ganz grob in dieselben Bereiche, ist aber gegenüber sämtlichen Schäden ausser dem Klimawandel blind.

Ökologisch enkeltaugliches Konsummuster

Die PBA-Bewertungsmethode kann benutzt werden, um zu erkunden, wie ökologisch enkeltaugliche Konsummuster aussehen könnten.

Die gute Nachricht: Ökologisch enkeltaugliche Lebensstile sind möglich. Auch für 10 Milliarden Menschen. Dazu braucht es hierzulande zum einen technologische Erneuerungen wie Windenergie, Solarwärme, Wärmepumpen, hochwertige und langlebige Gebäudeinfrastruktur auf Passivhausniveau, effiziente Waschmaschinen, Kühlaggregate, Garvorrichtungen und so weiter. Also all die Dinge, die man bereits während der letzten drei Jahrzehnte als technologische Problemlösung der Umweltkrise propagierte. Das allein genügt aber nicht.

Letztlich kommen wir um eine Rationierung unseres Umweltverbrauchs nicht herum: Doch intelligenter als «cap and trade», also begrenzen und vermarkten, ist «cap and share», begrenzen und teilen. Denn wenn wir versuchen den Umweltverbrauch über Preise zu steuern, flitzen uns die Reichen mit ihren Porsches um die Ohren, während wir uns auf Velos abstrampeln. So etwas macht niemand mit.

Es geht im Folgenden darum zu zeigen, wie ein ökologisch nachhaltiges Konsummuster aussehen könnte. Es ist ein Menüvorschlag und keineswegs als Beschreibung einer allgemein obligatorischen Lebensweise zu verstehen. Das Menü illustriert lediglich beispielhaft, wohin wir gelangen sollten. Ein ökologisch enkeltaugliches Konsummenü könnte pro Person so aussehen:

— 20 m^2 Privatwohnraum
— 2,5 m^2 Anteil an Commons-Räumen (= 1250 m^2 bei 500 Menschen)

— kein Auto
— keine Flüge
— Bahn: 6 Personenkilometer pro Tag im Regionalzug
— Europareise Bahn: 1000 Personenkilometer pro Jahr im Intercity
— Schiffsreise: 1000 Personenkilometer pro Jahr
— 15 kg Fleisch pro Jahr (3,7 kg Rind, 6,6 kg Schwein, 2,8 kg Geflügel)
— 20 kg Milch oder rund 2 kg Käse pro Jahr
— 70 Liter Wasser pro Tag
— 3 Stunden Internet pro Woche
— 1 Zeitung pro Tag für 50 Bewohner_innen

Dieses Menü wurde so zusammengestellt, dass die planetaren Belastungsgrenzen nicht überschritten werden und keines der jährlichen Pro-Kopf-Ökobudgets überzogen wird.

Für einen ökologisch enkeltauglichen Konsum braucht es die Hinwendung zu Suffizienz ⇥-Mustern. Die drei wichtigsten Schlüssel dazu sind Relokalisierung des Alltags, Optimierung des Wohn- und Lebensraumes sowie Neuausrichtung bei Lebensmittelkonsum und -anbau.

Ein durchschnittlicher Schweizer legte im Jahr 2010 56 Kilometer pro Tag zurück, die Hälfte davon mit dem PKW.[82] Einwohner von ländlichen Gebieten tragen über- und Stadtmenschen unterdurchschnittlich zu diesem hohen Verkehrsaufkommen bei.

Ein Schlüssel zu einer suffizienten Mobilität ist darum eine Relokalisierung: In attraktiven urbanen Nachbarschaften finden sich die Dinge des täglichen Bedarfs in Gehdistanz und es ergeben sich Begegnungen. Die Privatmotorisierung als Normalfall fällt weg. Dafür gibt es mehr Bahnkilometer als heute[83] und eine Schiffsreise von 6000 km alle 6 Jahre.

Je nach Stand der Technologie darf übrigens auch der Online-Verkehr nicht in den Himmel wachsen: Drei Stunden weltweiter Online-Konsum pro Woche und Kopf liegen aber drin.

Wenn man die Umweltbelastung pro Kopf und Jahr im enkeltauglichen Menü anschaut, sind die ökologisch gewichtigsten Brocken die Lebensmittelversorgung und der Wohnraumkonsum – so wie das bereits für den heutigen Schweizer Durchschnittskonsum der Fall ist.[84] Diese zwei Beiträge sind zugleich fundamentale Teile der Maslowschen Bedürfnispyramide «Food» und «Shelter», somit also nicht nach Belieben reduzierbar.

Bei der Lebensmittelversorgung belastet heute vor allem der Konsum tierischer Produkte die Ökobudgets, insbesondere bei Tieren mit schlechter Futterverwertung. Ein anderer wichtiger Aspekt ist Food Waste – aus Gründen der Optik, Geometrie, Vereinheitlichung, Bequemlichkeit, Zerstreutheit oder Geringschätzung werfen wir heute rund einen Drittel der unter beträchtlichem Aufwand produzierten Lebensmittel weg.[85]

Eine bequeme Commons-Lebensmittelversorgung kann auch hier mit weniger Verschwendung Besseres leisten. Ein Konsum von 15 kg Fleisch pro Jahr – knapp 300 Gramm pro Woche – ist aber auch in einem ökologisch enkeltauglichen Lebensstil möglich.[86] Dazu kommen 20 kg Trink-Milch oder rund 2 kg Käse pro Jahr. Beim Wohnraumkonsum spielen sowohl die Gebäudematerialien und deren Lebensdauer eine Rolle als auch – in unseren Breiten – die Heizung. Wird diese auf Passivhaustechnik, Wärmepumpen und Sonnenkollektoren umgestellt, kann man sich einigen Wohnraum leisten: Wer in einer Nachbarschaft zusammen mit 500 Menschen wohnt, kann beispielsweise 1250 m^2 Commons-Fläche gemeinsam nutzen

und zusätzlich 20 m^2 privaten Rückzugsraum beanspruchen – ein grosszügiges Hotelzimmer oder 80 m^2 für eine vierköpfige Familie.

Wenn man die Stromversorgung auf Wind- und Wasserkraft umstellt, kann man sehr viel Strom konsumieren, ohne an ökologische Grenzen zu stossen. Im enkeltauglichen Konsummenü ergeben sich etwa 1000 kWh Elektrizitätskonsum im Haushalt pro Jahr und Kopf.

Nachhaltigkeit à la carte

Das oben vorgestellte ökologisch enkeltaugliche Konsummenü ist eine beispielhafte Illustration. Man kann und darf seine persönlichen Ökobudgets auch anders ausgeben, man hat die Wahl. Wer weniger Bahn fährt, kann dafür mehr Wohnfläche beanspruchen. Wer mit weniger Fleisch auskommt, kann dafür öfter oder weiter weg in die Ferien. Wen kein Fernweh plagt, der kann sich mehr Milchprodukte leisten.

Um alle denkbaren Kombinationsmöglicheiten auf ihre Enkeltauglichkeit hin zu überprüfen, müsste eigentlich die Summe der Konsumauswirkungen mit acht verschiedenen Ökobudgets verglichen werden. Im Folgenden wurde ein vereinfachtes Verfahren dieser Überprüfung kreiert, die zwar eine flexible Form mit verschiedenen Konsumgütern hat, aber trotzdem für Laien einfach handhabbar ist.

Die folgende «Preisliste» gibt ein paar Beispiele, wie «teuer», also ökologisch belastend, verschiedenste Konsum-Aktivitäten sind.

Die Preise sind hier ökologische Belastungs-Einheiten «Eh». Will man innerhalb der Ökobudgets bleiben, kann man pro Jahr und Person maximal 100 Belastungs-Einheiten riskieren. Ein Teil der Ökobudgets wurde bei der

Berechnung der Preisliste schon für minimal notwenige Mengen diverser Güter aufgewendet. Bei aller denkbaren Wahlfreiheit des Konsums gibt es physikalische und physiologische Grenzen. Der menschliche Körper braucht eine Kalorienzufuhr und – in hiesigen Breiten – allermindestens einen warmen Unterschlupf.

Um ein absolutes Minimum solcher unvermeidlicher menschlichen Ansprüche abzudecken, muss ein Teil des Ökobudgets für einen sogenannten Basalkonsum aufgewendet werden. Der Basalkonsum besteht hier aus einer minimalen veganen Kalorienzufuhr von 1600 Kilokalorien pro Tag, zwei Quadratmetern beheiztem Wohnraum, Warm- und Kaltwasserverbrauch von 20 Litern pro Tag, 180 Velo-Kilometer pro Jahr, privater Beleuchtung, Verpackungsmaterialverbrauch von 3 kg pro Jahr sowie unabdingbaren Pro-Kopf-Aufwendungen für Verwaltung, Schulen, Spital und Militär.

Den Basalkonsum zu unterschreiten ist in der Schweiz kaum vorstellbar. Das ist absichtlich extrem bescheiden angenommen, eben ein Minimum, eine Grundlage. Dazu kommt nun noch der individuell gestaltbare Teil: Den Rest der Ökobudgets, der nicht vom Basalkonsum beansprucht wurde, darf man à la carte für zusätzliche weitere Konsumakte ausgeben.

Konsummenge		**Eh***
1 m^2 zusätzliche private Wohnfläche		1.028
1 Kilometer mit Benziner/Diesel-PKW		0.06
1 Kilometer mit Elektro-PKW		0.035
1 zusätzlicher Kilometer mit Zug		0.0028
1 zusätzlicher Kilometer mit Schiff		0.0157
1 kg zusätzliche vegane Ernährung	1890 kcal pro kg	0.088
1 kg Milch oder 110 Gramm Käse	1400 kcal pro kg	0.22
1 kg Pouletfleisch	2350 kcal pro kg	1.8

1 kg Schweinefleisch	2350 kcal pro kg	2.32
1 kg Rindfleisch	2350 kcal pro kg	3.02
1 Stunde Internet		0.112
1 zusätzliche kWh Strom		0.0032
1000 Liter Trinkwasser (kalt, inkl. Entsorgung)		0.52

* Ökologischer «Preis» in Belastungs-Einheiten «Eh» pro Konsummenge

Mit der obigen Preisliste kann man sich ein Konsummuster nach eigenen persönlichen Präferenzen zusammenstellen. Solange man dabei zusammengezählt unter 100 Belastungs-Einheiten pro Jahr bleibt, ist der Lebensstil ökologisch enkeltauglich. Der Gebrauch dieser Öko-Preisliste ist ähnlich der Situation, in der man aus einem Katalog verschiedene Dinge aussucht, die zusammengezählt einen gewissen Betrag nicht überschreiten dürfen.

Wer z.B. einen Elektro-PKW nutzen will, stellt fest, dass damit das Ökobudget schnell aufgebraucht ist: Bei 2000 km pro Jahr, also 5,5 km/Tag, macht das beispielsweise bereits 70 Belastungs-Einheiten aus.[87] Oder wer Rindfleisch essen will, hat sich auch etwas sehr Wertvolles ausgesucht und gibt dafür bei 20 kg pro Jahr bzw. 380 Gramm die Woche bereits 60 Belastungs-Einheiten aus. Für denselben Betrag gäbe es auch 34 kg Pouletfleisch pro Jahr bzw. 650 Gramm pro Woche.

Man muss die 100 Belastungs-Einheiten nicht jedes Jahr ausschöpfen. Man kann auch etwas zurücklegen und sich z.B. 6000 km Schiffsreise alle sechs Jahre leisten.

Die Liste ist natürlich nicht komplett, sie deckt aber ein paar wichtige Konsumgrössen ab und soll in erster Linie zum Denken und zur Diskussion anregen. Wie erwähnt, ist die Preisliste auch eine Vereinfachung der eigentlich nötigen mehrdimensionalen Berechnung über acht Ökobudgets. Bei einem Jahrestotal von 100 Belastungs-Ein-

heiten ist aber garantiert, dass das Konsummuster keines der acht Ökobudgets überschreitet. Beim eingangs aufgeführten fixen Beispiel-Menü wurden dagegen weitdetailliertere und mehrdimensionale Berechnungen angestellt, um festzustellen, ob jedes der acht Ökobudgets eingehalten wird. Aufgrund von Mischungseffekten und feinerer Detaillierung erlaubt die exakte, mehrdimensionale Rechnung manchmal leicht höhere Konsumintensitäten als dies die vereinfachte, eindimensionale Preisliste nahelegt.

Verteilungsfragen

Unabhängig von der genauen Berechnungsart stellen sich grundsätzliche Verteilungsfragen: Sind die Ökobudgets persönlich? Bekommen alle gleich viel der Ökobudgets zugesprochen? Soll es Ausnahmen geben, z.B. für Beeinträchtigte, Alte, Kinder oder Berufspendler? Soll man Anteile seiner Ökobudgets veräussern können, z.B. innerhalb der Nachbarschaft? Soll man sich verschulden können d.h. über Gebühr belasten und später kompensieren? Und wie wird die Einhaltung kontrolliert? Das sind wichtige Fragen, die beantworten werden müssen.

Da wir in der Schweiz seit etwa 1950 über Gebühr gelebt haben und auch Jahrzehnte verstreichen liessen, ohne als Gesellschaft wirksame Änderungen herbeizuführen, sollten wir wohl von weiteren Exzessen absehen und auch keine Handelbarkeit der Ökobudgets zulassen.

Das hier vorgestellte Konzept der Ökobudgets gibt uns eine anschauliche Idee, wo wir hin müssen, um planetar enkeltauglich zu werden. Wenn sich eine Mehrheit der Bevölkerung selber als begründbare Ausnahme sieht, wird das nicht klappen – Gründe für persönliche Ausnahmen lassen sich immer finden.

Konkrete Projekte

Zur Erinnerung, das Modell Nachbarschaft:
— Zwischen 350 und 800 Bewohner_innen
— Als rechtliche Person (Verein, Genossenschaft) organisiert und demokratisch strukturiert
— Dichtes Siedlungsgebiet in Stadt oder Agglomeration
— Breite Palette an unterschiedlichen Wohn- und Haushaltsformen
— Durchschnittliche Wohnfläche übersteigt 35 m^2 pro Person nicht
— Demographische Zusammensetzung entspricht dem Bevölkerungsdurchschnitt
— Anbindung an landwirtschaftlichen Betrieb in der Nähe (max. 50 km entfernt)
— Eigene Gastronomie
— Lebensmitteldepot
— Bewohner_innen übernehmen Verantwortung und konkrete Aufgaben
— Ökologisch verträglicher Ressourcenverbrauch
— Alle wichtigen Dienstleistungen in fussläufiger Distanz
— Eingebettet in weitere Module: Quartier, Stadt usw.

Bereits bewohnbar

Keines der nachfolgend beschriebenen Projekte entspricht vollständig dem Neustart Schweiz-Nachbarschaftsmodell. Angesichts der lokalen Bedingungen und der unterschiedlichen Entstehungsgeschichten ist das auch nicht verwunderlich. Es ist auch keineswegs so, dass diese Projekte aufgrund des Nachbarschaftsmodells entstanden sind. Es ist umgekehrt: Unser Modell ist ein Versuch, aus all diesen

praktischen Erfahrungen eine Art Synthese abzuleiten, durch die sich weitere Projekte inspirieren lassen können. Die «Verwandtschaft» der verschiedenen realisierten und geplanten Projekte ist jedoch offensichtlich: Ökologischer, kooperativer, weniger Autos, bunter Wohnungsmix, Gästezimmer und «etwas mit Landwirtschaft».

Das Dreieck, Zürich

Das Dreieck umfasst Bestandesbauten aus dem späten 19. Jahrhundert sowie Ersatzneubauten. Die ursprüngliche Bebauung wurde von der Stadt in den 50er-Jahren aufgekauft um sie abzureissen, da dort eine Expressstrasse geplant war. In einer Volksabstimmung wurden die Strassenprojekte jedoch 1979 verworfen.

Die städtische Liegenschaftsverwaltung vermietete alsdann die als Abbruchobjekte gekauften und nicht unterhaltenen Häuser an ausländische Familien und Wohngemeinschaften, denen günstige Mieten wichtiger war als Komfort.

1986 werden Pläne der Stadt zur «Wiederbelebung» des Dreiecks publik: Wohnhäuser und Hofgebäude sollen abgebrochen und durch Neubauten ersetzt werden. Bewohnerinnen und Bewohner der betroffenen Häuser setzen sich für die bestehenden Gebäude und Wohnungen ein.

Ein von ihnen in Auftrag gegebenes Gutachten verneint die Abbruchreife der Häuser. Die Stadt wurde aufgefordert, die Häuser als günstigen Wohn- und Gewerberaum zu renovieren. Dazu war sie aber vorerst nicht bereit, sie veranstaltete einen Architekturwettbewerb, der von den Bewohnenden behindert wurde. Dennoch kam es zu einer Jurierung, die jedoch für die Stadt unbefriedigende Resultate zeigte. 1988 wurde der Verein «Das Dreieck»

gegründet. Ein eigenes Projekt für die Renovation des Dreiecks wurde ausgearbeitet und 1989 der Bevölkerung vorgestellt. Die Vorteile einer sanften Sanierung überzeugten, viele Unterstützerinnen und Unterstützer setzen sich für das Sanierungs-Projekt ein.

Gar das Hochbauamt nahm positiv Stellung, die Liegenschaftenverwaltung gab zudem eine Wirtschaftlichkeitsstudie in Auftrag, die nur knapp positiv ausfiel, da ein Berechnungsfehler zugrunde lag. Mit intensivem Lobbying konnte der Verein 1993 die vorberatende Kommission des Gemeinderates von den Vorzügen der sanften Sanierung überzeugen.

Mit der Wohnbaustiftung SBW konnte ein Träger gefunden werden, der das Dreieck im Baurecht kurzfristig übernahm und den Mieterinnen und Mietern umfassende Selbstbestimmung einräumte. Sie verpflichteten sich, in wenigen Jahren die Finanzierung aufzugleisen und den Baurechtsvertrag zu übernehmen. Das wurde auch so im Baurechtsvertrag verankert.

Am 1. September 1995 trat dieser in Kraft und der Verein übernahm die Verwaltung der Gebäude. Anfangs 1996 wurde die Genossenschaft Dreieck als künftige Trägerin gegründet und die ersten Vorbereitungsarbeiten aufgenommen.

Im Jahr 1997 war eigentlicher Baubeginn der ersten von drei Bauetappen, die 2003 erfolgreich abgeschlossen werden konnten. Inzwischen kaufte die Genossenschaft ein Nachbargebäude, das im Jahr 2004 saniert wurde.

Ab 2007 rückte ein neues, grosses Objekt in den Fokus: Die neu gegründete Genossenschaft Kalkbreite, die in unmittelbarer Nachbarschaft des Dreieck bauen möchte, erhält personellen, ideellen und finanziellen Support von der Genossenschaft Dreieck.

Eckdaten:
— Gründung: 1996
— Bewohnerschaft: Rund 150
— Als Genossenschaft organisiert
— Unterschiedliche Wohnformen: 60 Wohnungen, 6 Grosswohnungen, 6 Kleinlofts
— Selbstverwaltung und Mitwirkung der Mitglieder der Genossenschaft
— 30 Gewerberäume/Läden
— Ökologisches Bauen
www.dasdreieck.ch

Kraftwerk1, Zürich

Das Buch «Kraftwerk1» von Martin Blum, Andreas Hofer und P.M. inspirirte 1993 zur Gründung des gleichnamigen Vereins. Auf der Industriebrache des Escher-Wyss Areals sollten mehrere Wohn/Arbeitsprojekte von je zwischen 500 und 700 Bewohnern entstehen. Mit dem Buch wurden 700 Anmeldetalons verteilt, wovon die meisten bei den Autoren eingingen. Der Verein organisierte mehrere grössere Veranstaltungen in Zürich West und in der Roten Fabrik. Die ganze Bandbreite der urbanistischen Diskussion wurde vorgestellt, mit einem konkreten Vorschlag für eine Lebensweise der Zukunft.

Nach mehreren erfolglosen Versuchen gelang es – inzwischen als Genossenschaft organisiert – das Areal an der Hardturmstrasse, mitsamt einem bestehenden Gestaltungsplan, zu erwerben. Gebaut wurde mit einer Investitionssumme von 50 Millionen. Dazu kam Gewerbe mit der «Brasserie Bernoulli», einem Blumenladen und einem Coiffeur, insgesamt ca. 50 Arbeitende. Kraftwerk1 hat eine Pantoffelbar, ein Konsumdepot, einen grossen Dachraum mit Küche, ein Gästezimmer und eine Werkstätte.

Ein zweites kleineres Projekt, Heizenholz, umfasst 26 Wohnungen und wurde 2012 bezogen. Die Anlagekosten waren 14 Millionen. Im Heizenholz befinden sich die ersten zwei Clusterwohnungen, das sind Wohngemeinschaften mit mehr Privatsphäre dank eigener Dusche/Kochecke.

Der dritte Streich war Zwicky Süd, 77 Millionen Anlagekosten, mit Wohnraum für rund 140 Erwachsene und 35 Kinder. Die Wohnungspalette reicht vom Einzimmerstudio bis zur Gross-Wohngemeinschaft. Ersteinzug war im April 2016. Für die Eigenaktivität der Bewohnerinnen stehen diverse Gemeinschaftsräume zur Verfügung. Es gibt ein Café, eine Brauerei, einen Blumenladen, ein Astronomiekabinett, ein Fotostudio und eine Gästepension. Die Genossenschaft hat inzwischen 1006 Mitglieder (Stand: April 2016).

Eckdaten Kraftwerk1:

— Gründung 1995
— Einzug 2001
— Bewohnerschaft: 177 Erwachsene und 78 Kinder
— Als Genossenschaft organisiert
— Fläche: 0,6 ha
— 100 sehr unterschiedliche Wohnungen, von der Zweizimmerwohnung bis zu drei Suiten mit 10 bis 14 Zimmern, über mehrere Etagen verteilt
— Gemeischaftliche Infrastruktur: Konsumdepot, vielseitig nutzbarer Dachraum mit Terrasse, Pantoffelbar
— Gewerbehaus mit Restaurant, Blumenladen, Friseur

Eckdaten Heizenholz:

— Bezug 2012
— 26 Wohnungen
— Bewohnerschaft: 65 Erwachsene und 28 Kinder
— 2 Clusterwohnungen als WG mit mehr Privatsphäre

Eckdaten Zwicky:
— Bewohnerschaft: 143 Erwachsene und 35 Kinder
— Ersteinzug April 2016.
— Einzimmerstudio bis zur 14 ½ Zimmer-Wohngemeinschaft mit einer Fläche von 436 m^2
— Diverse Gemeinschaftsräume
— Gewerbeflächen mit Café, Brauerei, Blumenladen usw.
www.kraftwerk1.ch

Kalkbreite, Zürich

Fertig gestellt wurde die Genossenschafts-Siedlung im Herzen von Zürich im Jahr 2014. Aussergewöhnlich ist das damit eingehauste Tramdepot; früher standen dort die Trams im Freien. So wurde für den Bau keine Grünflächen geopfert.

Die Kalkbreite gilt heute als Leuchtturm des nachhaltigen Bauens. Deren Planung erfolgte weit vor der Gründung des Vereins Neustart Schweiz. Dennoch ist sie teilweise mit einer Nachbarschaft gemäss dem Modell von Neustart Schweiz vergleichbar. So wurde ein grosses Augenmerk auf den Gewerbeanteil gerichtet; damit wird die Nahversorgung im Bereich der Güter des täglichen Bedarfs sichergestellt.

Mit dem «Grosshaushalt» wurde eine Gastronomie für einen Teil der Bewohnerinnen und Bewohner realisiert. Zudem gibt es viele gemeinsame Nutzungen wie eine Pension, welche die Gästezimmer ersetzt; eine selbst-organisierte Cafeteria, Nähzimmer, Malatelier, Sauna, Bibliothek usw.

Im Gegensatz zu einer Neustart-Nachbarschaft wird die Mitarbeit der Bewohnerschaft nur marginal eingefordert, viele Arbeiten werden von Angestellten erledigt, was sich natürlich auch auf die Mietkosten auswirkt. Dennoch

kann die Kalkbreite kostenmässig mit der Umgebung bestens mithalten, da sie haushälterisch gebaut wurde und keine Renditen abgeschöpft werden.

Eckdaten:

— Rund 250 Bewohnerinnen und Bewohner
— Rund 200 Menschen arbeiten in der Kalkbreite
— Autofrei, die Mieterschaft unterzeichnet Autoverzicht
— 82 Wohnungen von Einraum-, Cluster- bis zur 17-Zimmer-Wohnung
— 9 Wohnjoker; mittelfristig zumietbare Räume mit Bad
— Tiefkühlraum mit mietbaren Fächern ersetzt Gefrierschränke in den Wohnungen; Abwärme wird genutzt
— Verwaltung über die Genossenschaft, betreut durch die «Drehscheibe», Hauswarte und Reinigungsfachleute.
— Mitarbeit beim Grosshaushalt, in der Cafeteria und in diversen Arbeitsgruppen etwa für den Hochbeet-Garten oder die Anliegen von Familien
— 331 m^2 allgemeine Gemeinschaftsräume; 300 m^2 zumietbare Räume wie Sitzungszimmer, Gemeinschaftsbüros, Gartenküche usw.
— Durchschnittliche, individuelle Wohnfläche pro Person: 31,2 m^2
— Pension mit 10 Gästezimmern

www.kalkbreite.net

Giesserei, Winterthur

Der Hausverein Giesserei verwaltet das Gebäude selber, dies unter dem Dach der Genossenschaft Gesewo. Die neu gebaute Siedlung liegt in Oberwinterthur auf dem Gelände der ehemals grössten Geisserei der Schweiz, die ihr den Namen gab. Bei der Vermietung wird eine gleichmässige Verteilung auf die Altersgruppen angestrebt. Eine Besonderheit des Projekts ist die Eigenarbeit der Bewohner: Alle

erwachsenen Bewohnerinnen und Bewohner und die Gewerbetreibenden sind Aktivmitglieder des Hausvereins. Sie beteiligen sich an der Selbstverwaltung mit 36 Stunden pro Jahr. Mitglieder, die weniger Stunden leisten, zahlen 20 Franken pro fehlende Stunde. Aktivmitglieder können sich aus gesundheitlichen Gründen oder altershalber ganz oder teilweise dispensieren lassen.

Wie schon Kraftwerk1 verfügt die Giesserei über eine Pantoffelbar, Gästezimmer, Werkstätte und einen grossen Gemeinschaftsraum.

Eckdaten:

— Gründung: 2006
— Bezug: 2013
— 151 Wohnungen
— unterschiedliche Wohnungstypen von 1 ½ Zimmer- bis 9 Zimmerwohnung
— Holzbau
— Autofrei
— Gemeinsame Infrastruktur: Gästezimmer, Werkstätte, Kultursaal und Pantoffelbar
— Gewerbe: Veloladen und Restaurant; der kommerziell tragbare Restaurantbetrieb gestaltet sich schwierig

www.giesserei-gesewo.ch

mehr als wohnen, Zürich

Die Genossenschaft «mehr als wohnen» wurde zum Anlass von 100 Jahre gemeinnützigen Wohnungsbaus in Zürich gegründet: Zum Jubliläum «schenkten» sich die Genossenschaften eine Genossenschaft.

Das Programm von mehr als wohnen wurde stark beeinflusst durch die Erfahrungen jüngerer, partizipativer Genossenschaften wie Karthago oder Kraftwerk1: soziale Durchmischung, vielfältige Wohnformen, gemeinschaft-

liche Einrichtungen. Als Areal konnte von der Stadt das Hunziker-Areal in Leutschenbach im Baurecht übernommen werden. In zahlreichen Echoräumen wurden die beteiligten Genossenschaften, potentielle Bewohner, Quartierbewohner und andere interessierte Kreise einbezogen.

Inzwischen «arrondierte» die Stadt das Areal, so dass heute dreizehn unterschiedliche Häuser mit insgesamt 1400 Bewohnerinnen darauf stehen. In den Erdgeschossen wurden einige Flächen als «Allmenden» reserviert, wo die Bewohner Werkstätten, Treffpunkte, ein Konsumdepot und weitere Nutzungen eingerichtet haben.

Die Siedlung verfügt über eine Pension und ein von der Asyl-Organisation Zürich geführtes Restaurant. Daneben hat sich vielfältiges privates Gewerbe eingerichtet, vom Nailstudio über eine Bäckerei, ein edles Kebab-Restaurant bis zu Hombis Salon (Opernsänger und Koch).

Hunziker versteht sich zwar als «Quartier», ist aber unserer Ansicht nach eher eine gross geratene Nachbarschaft im entstehenden Quartier Leutschenbach. (siehe: Loshumba)

Eckdaten:

— 50 Wohngenossenschaften tragen die Genossenschaft «mehr als wohnen»
— Gründung: 2007
— 13 Gebäude mit niedrigem Energieverbrauch
— Einzugstermin 2015
— weitgehend autofrei
— 1400 Bewohnerinnen und Bewohner
— Gemeinschaftlich genutzt: Pension, Dachterrasse, Werkstätten, Treffpunkte, Konsumdepot
— Versorgung: Solidarische Landwirtschaft mit «mehr als Gmües», von Bewohner_innen organisiert

www.mehralswohnen.ch

Sargfabrik, Wien

Der kostenintensive und in Traditionen verhaftete Wohnungsmarkt war Mitte der 80er-Jahre ausschlaggebend, einen Wohnungsverband zu gründen. Dieser beabsichtigte, verschiedene gemeinschaftliche Lebensmodelle und kulturelle Wünsche umzusetzen. 1989 konnte «Maschner & Söhne», die ehemals grösste Sargfabrik der österreichisch-ungarischen Monarchie aus dem 19. Jahrhundert, gekauft werden, die seit 1970 dem Verfall ausgesetzt war. Erste Umbaupläne scheiterten 1992 an Einsprachen von Anrainern.

Mit einem neuen Projekt, das wegen der schlechten Bausubstanz weitgehend vom Erhalt der bestehenden Gebäude absah, konnte der Bau 1994 begonnen werden. Dabei wurde das ehemalige Zinshaus Matznergasse saniert und mit einbezogen. Seit 1996 kann das Ensemble bewohnt werden. Zwei Jahre später kaufte der Verein eine nahe gelegenes Grundstück, darauf wurde die kleine Schwester der Sargfabrik errichtet und 2000 bezogen.

Eckdaten:

— Betreiber: Verein für Integrative Lebensgestaltung – VIL, Gründung 1987
— Rechtsform «Wohnheim», so können spezielle Förderungen der Stadt Wien in Anspruch genommen werden
— Baubeginn: 1994; Bezug: 1996
— 73 Wohnungen mit 110 Erwachsenen und 45 Kindern
— Gemeinschaftliche Nutzungen: Kinderhaus, Seminarraum, Veranstaltungssaal, Badehaus, Restaurant, Spielplatz, Gemeinschaftshöfe, Dachgarten...
— Erweiterung 2000: «Miss-Sargfabrik» in der Nachbarschaft, mit 39 Wohneinheiten, Bibliothek, Gemeinschaftsküche und Clubraum

www.sargfabrik.at

Projekt SUSI, Freiburg im Breisgau

SUSI bedeutet «selbstorganisierte, unabhängige Siedlungs-Initiative», sie ist auf dem Gelände der ehemaligen Vaubankaserne im Süden Freiburgs domizilisiert. Und das kam so:

Im Jahr 1992 zog die französische Armee ab und hinterliess ein innenstadtnahes, 38 Hektar umfassendes Areal. Es war bebaut mit Garagen, Mehrzweck- und Mannschaftsgebäuden, welche die Stadt abreissen und durch Neubauten ersetzen wollte. Doch eine Gruppe von anders denkenden Menschen setzten sich dafür ein, bestehende Bausubstanz zu erhalten, um kostengünstigen Wohnraum zu schaffen. Das gemeinnützige Projekt SUSI war geboren.

Nach langen Verhandlungen mit dem Bund konnte die Gruppe schlussendlich vier Mannschaftsgebäude kaufen, die sie mit Eigenleistung sowie durch Mithilfe von Bekannten und von Handwerkern zu Wohnraum umbauten. Auf dem restlichen Areal entstand ein neuer, autoarmer Modellstadtteil Namens Vauban mit beinahe 5600 Einwohnerinnen und Einwohnern.

Eckdaten:

— Vereinsgründung: 1990
— Sommer 1993: Erste Nutzung von Haus C in Form einer Kultur-Besetzung
— Herbst 1993: Unterzeichnung des Generalmietvertrags für alle vier Häuser
— Januar 1995: Kauf der Häuser durch die inzwischen gegründete «SUSI Wohn- und Beschäftigungsprojekt GmbH»
— Seit 1997: Mitglied im Mietshäuser-Syndikat
— 1998 Ende des Umbaus
— Bewohnerschaft: 260 Menschen

— 45 Wohneinheiten, 10 bis 13 Wohnungen pro Gebäude für jeweils 1 bis 10 Personen
— durchschnittliche Zimmergrösse 18 m^2 netto, ohne den Anteil an Gemeinschaftsflächen
— selbstverwaltet
— Gemeinschaftliche Nutzungen: Seminar- und Versammlungsraum, «SUSI-Café» im «alten Knast», Gärten zwischen den Häusern, Kinderspielplatz, kleine Werkstätten, Bau- und Zirkuswägen, Balkone auf aussenliegenden Treppenhäusern
— ökologisch, preiswert und autoarm, Blockheizkraftwerk für alle Gebäude

www.susi-projekt.de

Mietshäuser Syndikat, Deutschland

Das Mietshäuser Syndikat hat vor allem zum Ziel, Wohnraum der Spekulation zu entziehen und ihn durch selbstverwaltete Gruppen zu nutzen. Alle einzelnen Projekte und Initiativen sind selbstorganisiert.

Hauskäufe werden realisiert, indem eine Hausbesitz-GmbH gegründet wird. Finanziert wird dies mit Direktkrediten an Hausprojekte oder das Syndikat, durch Mieten und allenfalls durch den eigenen Solidaritätsfond.

Jede Hausbesitz-GmbH hat nur zwei Gesellschafter: Einerseits die landesweit tätige Mietshäuser Syndikat GmbH und andererseits die Gruppe, die das Haus übernehmen will und als Verein organisiert ist. Beide Gesellschafter haben Stimmenparität.

Gesellschafter der Mietshäuser Syndikat GmbH ist der Verein Mietshäuser Syndikat, dem sowohl Einzelpersonen als auch Institutionen angehören können. Der Verein steht beratend zur Seite und gewährleistet den Wissens-Transfer von Projekten untereinander.

Dieses Konstrukt mag auf den ersten Blick komplex erscheinen, ist aber am besten geeignet, um grösstmögliche Selbstständigkeit der Hausbewohner einzuräumen und zudem Sicherheit zu bieten, das jeweilige Haus nachhaltig der Spekulation entzogen zu haben.

Den Ursprung hat das Syndikat im genossenschaftlichen und politisch linken Spektrum der Hausbesetzer-Szene, enthalten sind soziologische und städtebauliche Erfahrungen seit den 1960er Jahren sowie Erkenntnisse, wie man unabhängig von Grossbanken und Staat Grundstücke sowie Immobilien bewirtschaften kann.

Eckdaten:

— 1992 Gründungsversammlung Mietshäuser in Selbstorganisation
— 1993 Name wird ersetzt durch Mietshäuser Syndikat (Alternativer Vorschlag war Mietshäuser Kombinat)
— 1996 Gründung der Miethäuser Syndikat GmbH
— 111 Projekte bzw. Häuser in ganz Deutschland sowie 21 Syndikatsinitiativen für Übernahme von Lebensraum (Stand Sommer 2016)
— Rund 2500 Bewohnerinnen und Bewohner
— Lediglich ein gescheitertes und fünf nicht realisierte Syndikatsprojekte
— Solidaritätsfond über alle Projekte hinweg (220‘000 € pro Jahr, Stand 2015)

www.syndikat.org

In Planung

Im Gegensatz zu den oben vorgestellten Projekten, die Neustart Schweiz inspirierten, nachfolgend Projekte, welche das Modell von Neustart Schweiz mindestens in Teilen umsetzen wollen.

NeNa1, Zürich

NeNa1 bedeutet «Neustart Nachbarschaft die Erste», ob sie dann wirklich die erste sein wird, wird sich weisen. Geplant ist sie in Zürich. Und sie soll möglichst genau dem in diesem Buch beschriebenen Konzept entsprechen. NeNa1 hat seit ihrer Gründung eine ganze Reihe von Arealen für ihre Realisierung ins Visier genommen. Es ging ihr damit nicht nur darum bauen zu können, sondern die urbanistische Fantasie in der Stadt Zürich anzuregen.

Eckdaten bzw. Ziele:

— Rund 500 Bewohnerinnen und Bewohner
— 200 Mitglieder (Stand April 2016)
— Autofrei
— Durchschnittliche individuelle Wohnfläche pro Person 20 bis maximal 32 m^2
— Gemeinschaftlich genutzte Fläche rund 1500 m^2 (Mikrozentrum)
— Gastronomie und Lebensmitteldepot für alle Bewohnerinnen und Bewohner
— Landwirtschaftliche Anbindung (Ziel: 70 Prozent Eigenversorgung mit Lebensmitteln)

www.nena1.ch

LeNa, Basel

LeNa wurde im März 2015 als Bau- und Wohngenossenschaft in Basel gegründet. Sie will eine oder mehrere lebenswerte Nachbarschaften (LeNa) nach den Prinzipien von Neustart Schweiz umsetzen.

Eckdaten bzw. Ziele:

— das Schaffen von vielfältigen Nachbarschaften, die selbstständig die wichtigsten Bedürfnisse des Alltags abdecken (z.B. Begegnung, Versorgung, Dienstleistung, kulturelle Aktivitäten);

— eine Stadt-Land-Verknüpfung durch Zusammenarbeit mit Landwirtschaftsbetrieben in der Umgebung (z.B. Vertragslandwirtschaft);
— das Schaffen und Erhalten von öffentlichen und privaten Dienstleistungen und Produktionsstätten in Fuss- und Velodistanz;
— das Fördern von transparenten politischen Mitwirkungsprozessen in allen Lebensbereichen. Diese sollen allen Mitgliedern der Gesellschaft Information, Mitbestimmung und Mitentscheidung ermöglichen;
— eine erhöhte Eigenversorgung z.B. in den Bereichen Lebensmittel, Energie, usw.
— das Schaffen und Erhalten von Allmendfläche zur gemeinschaftlichen Nutzung;
— das Aufbauen von grenzüberschreitender Zusammenarbeit in der Region.

www.lena.coop

Warmbächli, Bern

Die Wohnbau-Genossenschaft Warmbächli wurde am 16. Mai 2013 gegründet. Die Genossenschaft interessiert sich für Wohnraum, in welchem ein ökologisch verantwortungsbewusstes Leben möglich ist. Sie hat eine ehemaliges Lagergebäude an der Güterstrasse im Visier. Unmittelbar dort ist bereits ein biologischer Gemüsebaubetrieb beheimatet, der die Genossenschaft beliefern wird.

Eckdaten bzw. Ziele:

— Wohnraum gestalten, in welchem Menschen mit verschiedenem sozialen Hintergrund, finanziellen Möglichkeiten, Herkunft und verschiedenen Alters zusammenleben können
— Urban Gardening, Bibliothek, Hauskino gemeinsame Werkstatt, usw.

— Austausch zwischen den Bewohnenden mit Begegnungsorten fördern
— Am Warmbächli sollen eine Quartierbeiz, KiTa, Praxen, Ateliers, Lebensmittelläden und mehr entstehen

www.warmbaechli.ch

Wohnwerk, Luzern

Waschsalon und Cafébar. Dachterrasse, Gemüse- und Blumengarten. Werkstatt und Gemeinschaftsraum. Konsumdepot mit regionalen Bioprodukten – das will Wohnwerk. Ein Ort für kreative Ideen, ungezwungenes gemeinschaftliches Miteinander, durchmischtes und zahlbares Wohnen. Ein Ort auch, an welchem man sich kennt, sich gegenseitig hilft, Jung und Alt aus verschiedenen sozialen Schichten zusammenleben. Der Name Wohnwerk ist Programm: Die 2013 gegründete Baugenossenschaft Wohnwerk Luzern vereint in ihren Bauvorhaben Wohnen und Arbeiten an einem Ort.

Eckdaten bzw. Ziele:

— Gesellschaftliche Form: Baugenossenschaft
— Gründung: 2013
— Arbeiten und generationenübergreifendes Wohnen auf sinnvolle Weise verbinden
— ein Modell für sanften Stadtumbau
— Quartierbewohnerinnen und -bewohner, Gewerbe- und Dienstleistungsbetriebe, Kulturschaffende, Familien, Singles, Wohngemeinschaften sowie (werdende) Seniorinnen und Senioren Raum bieten
— lebendige, nachhaltige und urbane Lebensräume verwirklichen
— preisgünstigen Wohn- und Arbeitsraum schaffen, der für Quartieransässige erschwinglich ist

www.wohnwerk-luzern.ch

Le Bled, Lausanne

Die Genossenschaft Le Bled bewirbt sich seit Januar 2016 um ein Areal auf den Plaines des Loups in Lausanne.

Eckdaten bzw. Ziele:

— Soziale Durchmischung
— Kostenmiete
— Vielfältige Wohnformen
— Eine «soziale und solidarische Wirtschaftsordnung»

www.lebled.ch

Les Vergers, Meyrin

Les Vergers ist ein Projekt der Gemeinde Meyrin bei Genf. Es geht um ein Areal von 16 ha, auf dem von sieben Genossenschaften 1250 Wohnungen für 3000 Bewohner gebaut werden. Die Planung begann im Jahr 2001. Besonders interessant ist das kombinierte Projekt der Genossenschaften Codha mit 160 Wohnungen und Voisinage mit 60 Wohnungen, das momentan im Bau ist.

Eckdaten bzw. Ziele:

— Bauern-Supermarkt mit Lebensmittel von bekannten Betrieben aus der Region
— Auberge (Pension und Café)
— Musikatelier

www.codha.ch/fr/projets-en-cours?id=14
www.cooperative-voisinage.ch

Umnutzen

Die eigentliche Herausforderung besteht heute nicht darin, weitere nachbarschaftsähnliche Projekte zu verwirklichen, sondern aus bestehenden Siedlungsstrukturen Nachbarschaften und Quartiere zu machen. In einem territorialen Rahmen bedeutet das, das Aufräumen des Sied-

lungsbreis und seine Konzentration in diesen Modulen. Dringend ist also eine Reurbanisierung des Territoriums, die zugleich auch eine Reruralisierung, bzw. Renaturalisierung, etwa des Arbeitsgebietes, bedeutet: mehr Stadt und mehr Land.

Es genügt nicht die Städte schöner und attraktiver zu machen, indem man den Ratschlägen des NPF65 oder Jan Gehls folgt und einfach die Strassenräume aufwertet. Wenn eine Wirtschaftsstruktur erhalten bleibt, die eine absurde Raumnutzung bedingt, dann bleibt das reine Kosmetik. Es nützt zum Beispiel nichts Autos zu verbieten, wenn diese auf Grund der Siedlungsstruktur und der Verteilung der Arbeitsplätze notwendig bleiben. Reines Automobilisten-Bashing ist sinnlos.

Die Entwicklung unserer 16'000 potentiellen Nachbarschaften und 600 möglichen Quartiere in der Schweiz ist also eng verbunden mit einer neuen Wirtschaftsweise, die auf Commons →, Subsistenz → und Suffizienz → beruht. Umgekehrt kann diese Wirtschaftsweise gerade durch den Umbau unserer Siedlungen gefördert oder allmählich installiert werden. Wie man so schön sagt: Zwei Stiefel ergeben ein Paar.

Wie auch im Falle der «unperfekten» neuen Genossenschaftsprojekte ist das Vorgehen hier pragmatisch oder «dirty». Wir können nachbarschaftsähnliche Strukturen in einzelnen Situationen und einzelnen Aspekten etablieren – ein gutes Beispiel ist das Dreieck in Zürich. Bestehende Genossenschaften können sich eine erweiterte Infrastruktur geben.

Sogar kommerzielle Bauträger wie Ecofaubourg[88] können ein Interesse daran haben, Gästezimmer, ein Gemüsedepot, ein internes Café usw. anzubieten, weil sie damit ihre Wohnungen leichter vermieten und den Wert der Lie-

genschaft steigern. Diese «grüne» Gentrifizierung stösst allerdings an ihre Grenzen: ohne die Identifikation und freiwillige Mitarbeit der Bewohnenden wird es schnell zu teuer. Dann entsteht entweder ein Ghetto der Reichen[89], oder man verzichtet auf die neuen Zutaten.

Rein theoretisch können sich Bewohnerinnen und Bewohner einer potenziellen Nachbarschaft einfach zu einem Verein zusammenschliessen, ein Mikrozentrum etablieren, mit Bäuerinnen der Region Lieferungen abmachen, und fertig ist die Nachbarschaft.

Es braucht ja dazu keine besonderen menschlichen Kontakte oder Sympathien, sondern nur die Einsicht in die langfristige Effizienz einer gemeinsamen Logistik. Wenn eine anonyme Agentur solche Vereine mit Rat, Tat und Geld noch fördern würde, dann erscheint dieser Weg als leicht gangbar.

Aber so ganz ohne die bisherigen Nachbarinnen und ihren Willen zusammen etwas zu machen, geht es eben doch nicht.

Auf Grund der komplizierten Besitzverhältnisse und zwischenmenschlicher Geschichten erscheint das Schaffen einer solchen Einheit eher als schwierig oder sogar unerwünscht.

Obwohl Nachbarschaften bei Vollausbau an sich eine genügende Anonymität bieten, ist der erste Schritt dahin doch ein Einbruch in bisherige Abgrenzungen und Gewohnheiten. «Nachbarschaft – okay! Aber nicht mit dem Arschloch vom dritten Stock!» Wie Amöben, die auf saure Zonen stossen, ziehen sich die Alteingesessenen in ihre sicheren Komfortzonen zurück.

Diese psychologische Schwelle kann wahrscheinlich nur mit Hilfe von aussen überwunden werden. Es könnte also sein, dass der kleine Schritt zur Nachbarschaft

schwieriger ist als der theoretisch grössere, der Formatierung eines ganzen Quartiers. Nachbarschaften brauchen lebendige urbane Quartiere; Quartiere Nachbarschaften, die sie tragen. Dieser Einsicht gehorchen zwei Initiativen in Zürich: 5im5i und Loshumba.

5im5i

«5im5i» – fünf Nachbarschaften im Kreis fünf – ist ein Verein im oberen, bahnhofsnahen Teil des Stadtkreises 5 in Zürich. Genauso wie die andere Seite an der Europaallee im Kreis 4, ist der Kreis 5 als Wohngebiet unter vielfältigem Druck.

Öffentliche Nutzungen wie Berufsschulen, die Sozialversicherungsanstalt des Kantons Zürich oder private Verwaltungen und Projekte, sowie eine schleichende Gentrifizierung von Altbauten, in denen etwa Pensionen für Businessnomaden statt Wohnungen eingerichtet werden, rauben dem Quartierteil seine Substanz.

Alteingesessene Läden, Beizen, Werkstätten schliessen, weil das Land in dieser zentralen Lage allzu attraktiv für Anleger ist. Statt nun einen reinen Abwehrkampf gegen diesen Trend zu führen, beschloss das Forum 5im5i einfach das Quartier umzudefinieren und in fünf mögliche Nachbarschaften einzuteilen. Eine davon wäre eine geplante städtische Modellnachbarschaft namens Alltag auf dem Carparkplatz, siehe nachfolgendes Bild.

Diese Umdefinition hat selbstverständlich noch keine Verankerung in der Realität. Daher verfolgt 5imi5i parallel zu diesem «utopischen Befreiungsschlag» vielfältige andere Aktionsformen: kulturelle Veranstaltungen, Zukunftswerkstätten, Quartierspaziergänge, Vernetzung mit Quartierorganisationen (inklusive Kirchen), Aktionen gegen die Vertreibung von kleinen Läden, Medienarbeit usw.

So soll eine Präsenz im Quartier entstehen, die Menschen aus verschiedensten Gründen zusammenbringt und vielleicht in der Zukunft jenen zwischenmenschlichen und politischen Humus schafft, aus dem Nachbarschaftsstrukturen entstehen können.

Das Areal des Carparkplatz in Zürich eignet sich sehr gut für ein Stück lebendige Stadt. Der Sihlquaiverkehr kann, wie am Bahnhofquai, in einen Tunnel verlegt werden. Falls ein Busterminal im Zentrum gewünscht ist, kann es unterirdisch gebaut werden, wie z.B. in New York. Das Areal, das ein Stück Ausstellungsstrasse und die ehemalige Sihlquaistrasse umfasst, ergibt mehr als eine Hektare; genug Platz für eine Blockrandbebauung für 500 Personen, mit Innenhof und Erdgeschossnutzungen, die der ganzen Stadt dienen.

Loshumba

Ganz anders ist die Situation im Gebiet von Leutschenbach in Zürich-Nord, zwischen den Stadtteilen Seebach und Schwamendingen.

Hier arbeiten zwar tausende von Leuten und werden bald mehr als 10‘000 Menschen wohnen, doch es «gibt» gar kein Quartier. Die Grösse und die Kompaktheit des Gebiets wären zwar ideal, aber historisch ist hier nichts vorhanden.

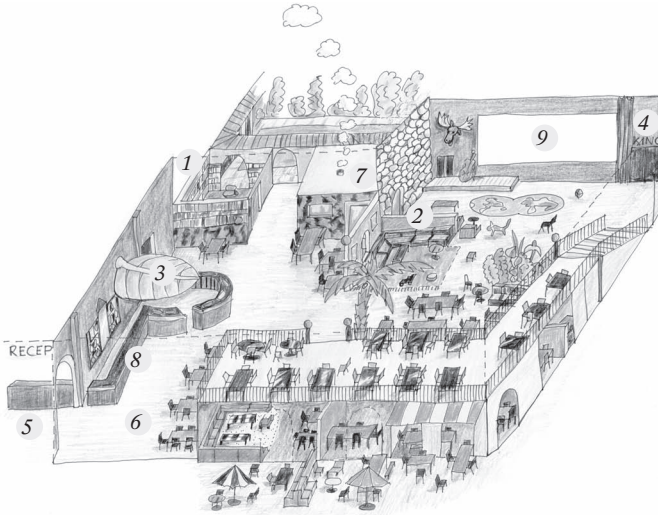
Allerdings gibt es eine sehr prominente, grosse Nachbarschaft auf dem Hunziker-Areal namens «mehr als wohnen», und es sind neue ähnlich grosse Wohnüberbauungen der Genossenschaft ABZ und der Stadt geplant, doch in der Mitte des Gebiets gibt es nur einen Park und eine Strassenkreuzung.

Als NeNa1 sich für die Testplanung von Wohnüberbauungen an der Thurgauerstrasse interessierte, zeigte sich, dass es zu den drei bis vier möglichen Nachbarschaften kein Quartier gab.

Auf der Suche nach einem möglichen Quartierzentrum stiess es auf die geplante Siedlung Souq der Stadt, die genau am richtigen Ort entstehen soll. NeNa1 ergriff nun zusammen mit Quartierorganisationen, lokalen Politikerinnen und Vertretern von Genossenschaften die Initiative Loshumba.

Loshumba[90] sieht ein ABC, einen Fair Trade Supermarkt, ein Hotel, ein Quartiercollege usw. vor, die dann wiederum von öffentlichen und privaten Nutzungen als «Anker» benützt werden könnten.

Es soll so ein Prozess in Gang gesetzt werden, der dereinst zu einem Dutzend Nachbarschaften – darunter die Modellnachbarschaft NeNa1 – und einem attraktiven Quartier führen soll.



Der «Salon Central» des Quartierzentrum ABC–Loshumba. 1 Bibliothek, 2 Lounges, 3 himmlische Woks, 4 Kino, 5 Hotel-Réception, 6 Restaurant, 7 Fumoir, 8 Bar, 9 World-Wal. Wie das ABC von aussen aussehen könnte, sieht man auf dem Bild auf Seite 33.

Wie weiter

Es ist vorhersehbar, dass lokale Initiativen nicht genügen werden, um einen Umbau Richtung Commons umzusetzen. Eigentlich handelt es sich dabei um die heute dringendste politische Aufgabe, weltweit, aber auch in den – noch nationalen – Territorien. Nur schade, dass es noch niemand bemerkt hat, denn eine territoriale Agentur für Nachbarschaften hätte Potenzial. Mit diesem Projekt Politik zu machen, erweist sich aus offensichtlichen Gründen als harzig. Die bestehenden Interessen, bzw. Hoffnungen, laufen ihm diametral entgegen. Wenn sogar Sozialisten wie Bernie Sanders oder Yanis Varoufakis von einem humanen Kapitalismus träumen, wie sollen

dann erst gewöhnliche Realpolitiker von diesem auf den Abgrund zurasenden Zug abspringen? Die Hoffnung, so weiter machen zu können wie bisher, haben nicht nur Politikerinnen, sondern auch die von kognitiver Dissonanz gelähmten Bürger. Klar könnte alles auch ganz anders sein, aber das ist doch noch nicht erprobt...

Es ist schwer vorhersehbar, ob dieses politische Klima, das heute zu nostalgischem, autoritärem Rückzug neigt, bald kippen wird – oder was es dazu braucht. Selbstverständlich haben konkrete Projekte, Information und Forschung, öffentliche Diskussionen und Basisinitiativen irgendeine Wirkung – was soll man sonst tun? Es wäre auch kindisch, die Politik einfach zu verabschieden. Es ist ja nicht so, dass «die Politikerinnen» die Commons-Perspektive nicht verstehen oder ablehnen. Sie sehen einfach keine Chance bei den Wählerinnen damit durchzukommen. Und eine nicht gewählte Politikerin ist dann eben keine mehr, auch wenn sie sehr gute Ideen gehabt hätte. Politik gibt es nicht im Konjunktiv.

Diese Gratwanderung zwischen Opportunismus, Pragmatismus und wirklichen Lösungen kann nicht vermieden werden, sie ist die aktuelle Herausforderung. Es war punktuell immer wieder möglich, öffentliche Unterstützung für Bauprojekte zu bekommen. Es sollte auch möglich sein, Programme durchzubringen, die den vorgeschlagenen Nachbarschafts-Umbau nicht behindern, sondern sogar fördern.

Das Neustart Schweiz-Konzept entspricht grundsätzlich der Bundesverfassung. Auch die Energiestrategie des Bundes kann nur mit einem Programm, das ökologische Lebensweisen unterstützt, realisiert werden. Darum hat Neustart Schweiz versucht, entsprechende Paragraphen in die Vernehmlassung der Raumplanungsgesetzesrevision

«RPG» einzubringen. Diese Revision wurde leider sistiert. Ein anderer Zugang wäre eine Volksinitiative, die analog zu den Direktzahlungen in der Landwirtschaft ökologisch und sozial integrierte Nachbarschaften fördert (also nicht etwa als obligatorisch erklärt). Für diese Förderung würde ein Bundesamt geschaffen werden müssen, das Projekte evaluiert, finanzieren hilft, wissenschaftlich unterstützt und begleitet; also eine Nachbarschaftsagentur.

Solche Initiativen sind natürlich auch auf städtischer oder kantonaler Ebene denkbar. Der Vorteil dieses Vorgehens besteht darin, dass es etappenweise, lokal angepasst und ohne unmittelbar systemsprengende Effekte gestaltet werden kann. So werden keine unnötigen Fronten geschaffen, wie etwa bei bisherigen, sehr «radikalen» Initiativen wie jener für ein bedingungsloses Grundeinkommen. So wie wir das Projekt formulieren, ist es in jedem Umfang, klein oder gross, realisierbar.

Neben dem allgemeinen, schrittweisen Umbau unserer Siedlungen, wie er oben skizziert wurde, braucht es auch sichtbare Modelle, eigentliche Leuchttürme. Anders gesagt: Damit die eigene Aktivität und die Fantasie der Menschen angeregt werden kann, braucht es Projekte, welche die Zukunft vorwegnehmen und in denen neue Strukturen, Verhaltensweisen und Technologien getestet, geübt und veranschaulicht werden können. Im Prinzip wären solche Projekte eine wunderbare Idee für eine Landesausstellung, die nicht nur ausstellt, sondern selbst schon macht.

Als unmittelbarer Ansatz könnte die Forderung dienen, dass jede grössere Stadt eine Modellnachbarschaft einrichtet, wo Kurzaufenthalte angeboten werden und wo die neue Lebensweise erprobt werden kann. Sie könnten als bewohnbare Impulsgeber dienen.

Alle in der Stadt wohnenden Menschen sollen in den Genuss eines Lebens in einer sozial und ökologisch integrierten Nachbarschaft kommen können. Das heisst, dass die Städte Vorkehrungen treffen, damit eine Einteilung in Nachbarschaften von 350 bis 800 Bewohnern – je nach Situation – erfolgen kann. Dazu sind Forschungsarbeiten, öffentliche Diskussionen und Vernehmlassungen erforderlich. Schon jetzt können Städte Modell-Mikrozentren in ihren Siedlungen initiieren oder sie ins Wettbewerbsprogramm geplanter Wohnungsprojekte aufnehmen. Neben diesen Modell-Mikrozentren muss es ein langfristiges Programm geben, das die ganzen Städte umfasst. Dies würde Investitionskredite für den Aufbau der Mikrozentren und Landbasen – dazu noch jährliche Betriebsbeiträge – erfordern. Rechnen wir mit rund einer Million Franken pro Nachbarschaft, so werden für diesen Basisumbau der Schweiz ca. 14 Milliarden Franken benötigt. Diese Investitionen müssten Bestandteil des 2000-Watt-Gesellschafts-Programms bilden, das ohnehin weit über das Jahr 2050 hinaus reicht. Wenn wir zehn Jahre für die Umbauzeit annehmen, fallen also pro Jahr 1,4 Milliarden an.

Der Staat gibt Forschungsarbeiten und Studien in Auftrag, um zu definieren, wie ein Mikrozentrum inklusive Betriebskonzept aussehen soll. Es sollte ein entsprechender «Baukasten» zur Verfügung stehen, der von privaten oder genossenschaftlichen Interessentinnen und städtischen Beauftragten benutzt werden kann.

Schweizweit sind sehr viele Areale geeignet für solche Modellnachbarschaften. Wenn die öffentliche Hand und private Akteure sich jetzt dafür einsetzen, dann können bereits anders verplante Areale noch zu solchen umgepolt werden. Bei der Projektierung müssen die künftigen Bewohnenden bereits einbezogen werden.

Stolpern und wieder aufstehen

— **Menschen**: Sammeln, Koordinieren und Aufzeigen von vorhandenen Ressourcen; Klärung von Rollen und Aufgabengebieten der Beteiligten; Talente erkennen und Wertschätzung ausdrücken; Treffpunkte für Gleichgesinnte schaffen; Partizipation bereits in den frühsten Stadien; Bedürfnisse der Bewohnenden aufgreifen; Betroffene sollten Handlungsbedarf selbst erkennen; Toleranz bei Abweichungen vom theoretischen Konzept; Berücksichtigen, dass es sich um einen Paradigmenwechsel handelt: Liebgewonnenes muss aufgegeben werden, Neues macht Angst.
— **Kommunikation**: Anschauungsmaterial wie Pläne und Skizzen, damit sich Interessierte das Konzept vorstellen können; Öffentlichkeitsarbeit, die unterschiedliche Zielgruppen anspricht; Einbetten einer konkreten Nachbarschaftsidee in deren Umfeld, dabei örtliche Besonderheiten berücksichtigen.
— **Organisatorisch**: Anknüpfen an laufende Projekte, welche als Erfolgsgeschichten erlebbar sind; politische Kräfte finden, welche die Idee unterstützen und in die entsprechenden Gremien tragen; staatliche Rahmenbedingungen schaffen, die den Aufbau von Nachbarschaftsprojekten erleichtern. Und es ist ein Schritt aus der Ohnmacht zur Phantasie und zum Engagement
— **Gruppen**: Fruchtbarer Boden; Mobilisierung einer genügend grossen Gemeinschaft.
— **Hürden**: Bestehende Eigentumsverhältnisse machen die Bündelung zu Nachbarschaften schwierig.
— **Umsetzen**: Objekte, Siedlungen oder Brachen finden, Startkapital aufbringen
— **Hilfe**: www.terra-wohnen.ch, www.wbg-schweiz.ch

Reif fürs Grand Hotel?

Es gibt viele mögliche Arten sozial und ökologisch integrierte Nachbarschaften zu gestalten. Man kann Altstadtquartiere neu besiedeln, Blockreihen in der Agglo mit Mikrozentren ausstatten, Kasernen oder Spitäler umbauen, Brachen neu überbauen. Wer aber einmal ein Grand Hotel oder eines der Pauschal-Resorts ums Mittelmeer herum besucht hat, dem fällt auf, dass ihre Infrastruktur etwa der einer Nachbarschaft entspricht: Alles ist da, alles ist nah, Privatraum ist knapp gehalten, dafür sind die gemeinsam genutzten Räume grosszügig. Und deshalb haben einige Mitglieder von Neustart Schweiz (die Namen bleiben geheim) die «Grand Hotel-Verschwörung» gestartet. Ein Rückblick aus der Zukunft:

Man kann sich heute kaum noch vorstellen, wie wir in den Zehner-Jahren lebten. Wir plagten uns zum Beispiel vierzig Stunden pro Woche ab, um all den Krempel kaufen zu können, den wir dann periodisch wieder fortschmissen (entsorgen mussten – wozu sich diese Sorgen zuerst überhaupt schaffen?).

Wir pendelten per Auto zwischen sinnlosen Jobs und öden Wohnquartieren hin und her, obwohl es wissenschaftlich belegt war, dass Pendeln der grösste Unglücksfaktor in einer westlichen Gesellschaft war, noch vor Zahnweh oder dem Tod selbst (Sterben macht übrigens nicht unglücklich).[91] Wir leisteten uns Dinge, die wir nicht brauchten, oder die wir ineffizient nutzten. Wir hatten unsere private Wohnfläche von 30 m^2 in den achtziger Jahren auf über 45 m^2 erweitert, nur um uns dann auf dem Sofa

zu langweilen. Klar, wir brauchten ein Rückzugsgebiet, eine private Wellnesszone, weil die öden Jobs uns so ausgelaugt hatten. Und wir brauchten die Jobs um die Mieten bezahlen zu können. Die Job/Auto/Wohnungsfront war allerdings schon in den neunziger Jahren am Abbröckeln. In Zürich hatte 2016 die Mehrheit schon kein Auto mehr, und die Wohnflächen begannen zu schrumpfen, Teilzeitarbeit nahm zu.

Die Absetzbewegung war im Gang. Wir merkten, dass wir ausser einer guten Matratze, einer Dusche, ein paar Kleidern und gesundem Essen gar nicht so viele Dinge brauchten. Shopping wurde zur Qual. Mode zur Folter. Das Wort «neu» zu einer Schreckensbotschaft.

Die Zeiten, als wir grosse Wohnungen brauchten, die wir als Beutemuseen unserer Shoppingfeldzüge einrichteten, waren vorbei. Wir gaben unser Geld lieber für Reisen, Computer, gutes Essen und Kultur aus als für Mieten, Möbel und Klamotten. Das eigene Auto passte nicht mehr zum neuen urbanen Lebensstil. Das GA und eine Mobility-Karte taten es auch.

Es ist schon lange bekannt, dass der Rolls Royce das billigste Auto, ein Montblanc-Füllfederhalter das billigste Schreibzeug, der vom Schreiner im Quartier hergestellte massive Holztisch der billigste Tisch, die rahmengenähten Schuhe die billigsten Schuhe und das massgeschneiderte Hemd das billigste Hemd ist.

Ein Rolls Royce hält sozusagen ewig, die rahmengenähten Schuhe 20 Jahre, das Hemd 30 Jahre. Die Moden gehen an diesen Objekten unbemerkt vorbei. Die geplante Obsoleszenz plagte vor allem die Armen, die die Anfangsinvestitionen für haltbare Dinge nicht aufbringen konnten und daher in die Konsumfalle liefen. Sie kauften

20 Schuhe für 50 Franken und gaben damit 1000 statt nur 400 Franken aus. Und es sah erst noch stillos aus. Wir machen das heute anders.

Da gibt es zum Beispiel (für Männer und Frauen) das klassische englische Tweed-Jackett für 500 Franken, das leicht 30 Jahre hält. Somit gibt man 17 Franken pro Jahr für Oberbekleidung aus. Klar sieht das Jackett im Jahr 29 ziemlich schäbig aus, aber das ist ja gerade der Trick: es ist heute in, schäbige, aber teure Kleider zu tragen. Die Engländer machen daraus seit langem einen eigentlichen Kult: je älter etwas ist, umso wertvoller.

Das gilt bei Möbeln, Teppichen, Mänteln, Schuhen, Häusern, Männern. Es wird nicht gleich renoviert, sondern nur notdürftig so geflickt, dass man sehen kann, dass es nur notdürftig geflickt wurde.

Die Engländer fühlen sich wohl in ihren alten, geflickten Sachen. Es gilt als stilvoll in einem Haus (oder Hotel) zu wohnen, wo der Verputz abblättert, und das WC nicht funktioniert. Heisses Wasser gibt es nur sporadisch, die Heizung sorgt dafür, dass man im Winter das alte Tweed-Jackett oder einen uralten Shetlandpulli auch im Haus anbehält. Der 400 Franken teure Single Malt bietet dafür Trost. Alle Möbel stammen aus dem vorletzten Jahrhundert – falls man sie nicht geerbt hat, kauft man sie für Unsummen beim Antiquitätenhändler (dafür haben sie dann wieder Geld).

Auf Urgrossvaters altem Pult steht der altbewährte Uncle-Steve-Computer. In einer Schublade findet man noch seinen Rechenschieber aus Teakholz. (Es ist übrigens in, mit einem alten Rechenschieber umgehen zu können.) Latein – eine stark abgenützte, unpraktische Sprache – ist auch wieder in, darum heisst es ja heute

manufactum und nicht hand made. (hand made hiess de facto: in Bangladesch oder Vietnam zu Tiefstlöhnen hergestellt.) Neue Sprachen zu benützen (z.B. deutsch oder englisch) belastet die Umwelt. Schreibt man e-Mails auf Latein, spart man bald Gebühren und Energie. Das neue Handy (manuale) kann man sich dann schenken. Auch Männer sind länger haltbar, wenn man sie nicht mit Arbeit allzu sehr abnutzt.

Was sind Holzmöbel? CO_2-Senken! Wenn die Wälder wachsen, und das Holz weder verrottet noch verbrannt wird, dann wird CO_2 gebunden und der Treibhauseffekt reduziert. Das gilt natürlich auch für die erwähnten Rechenschieber.

Es war ganz leicht das Abfallproblem zu lösen. Wir brauchten nur weniger Krempel zu kaufen, dafür haltbare Sachen.

Als wir dann noch diese Sachen unter uns austauschten oder sie uns ausliehen, brauchten wir praktisch gar nichts mehr zu kaufen. Zum Glück leben wir nur 80 Jahre, und viele Dinge halten länger: es gibt viel zu vererben oder zu verschenken. Auch die Kaiser-idell-Bürolampe oder den Eames-Sessel kann man schliesslich nicht in die ewigen Shoppinggründe mitnehmen. Im Sarg (eine weitere CO_2-Senke!) liegt sich's bequem genug. Und falls es ein Leben nach dem Tod gibt, gibt es dort auch Bürolampen. (Petrus muss ja die Namenslisten auf seinem Pult lesen können.) Wir müssen nur aufhören zu glauben, dass es so etwas wie das «Moderne», das «Neue» oder gar das «Modische» gibt, und schon können wir die meisten Dinge fast ewig gebrauchen.

Heute ist alles alt, und das Wort Vintage gibt es gar nicht mehr.

Eine Besucherin aus dem Jahr 2016 würde wahrscheinlich zuerst meinen, dass es heute nur noch Clochards gibt – aber wenn er genau hinsähe, würde er bemerken, dass wir beste Qualität tragen und das ganz markenfrei.[92]

Schliesslich entdeckten wir, dass wir gar nicht mehr wohnen mussten. Der ganze Ärger um die Wohnungssuche, das Putzen, das Umziehen, das Möbelkaufen, war gar nicht nötig. Heute wohnen wir überall und nirgends. Kein Mensch hat mehr Möbel. Warum Möbel herumschieben, wenn doch überall schon welche stehen? Die Stadt, die Schweiz, die Welt, sind endlich bewohnbar. Klar müssen wir irgendwo schlafen, aber das kann man ganz gut in einem Hotel. Selbst zu kochen ist hauptsächlich ein Umweltverbrechen: 30 Prozent des Energiebedarfs der Ernährung wurde in unseren Küchen und Lebensmittelsärgen – den Kühlschränken – verursacht.[93] (Lebensmittel, das waren übrigens diese lampigen Objekte, die lange herumlagen und dann in den Abfall wanderten bzw. «entsorgt» wurden.).

Im Jahr 2016 fanden wir es heraus: Der Mensch ist dazu gemacht in einem Grand Hotel zu leben (eine andere Erfindung der Engländer - man findet sie überall in der Schweiz noch).[94] Grand Hotels sind die modernen Nomadenzelte, Basislager oder Unterstände. Endlich sind wir angekommen. Wir sind alle Gäste auf diesem Planeten, die für durchschnittlich 80 Jahre pauschal gebucht haben.

Die Zimmer können von allen benutzt werden und eben nur, wenn man sie wirklich braucht. Es lohnt sich solide Möbel anzuschaffen. Gekocht wird in vernünftigen, grösseren Mengen und daher hocheffizient in der Hotelküche, die Lagerhaltung ist dank professioneller Einrichtung und grosser Mengen abfallfrei. (Grosse Mengen lassen sich

leichter planen, weil die Schwankungen statistisch relativ kleiner sind.) In den Salons, Fumoirs, Bibliotheken, Billiardzimmern, Ball- und Esssälen im Erdgeschoss wird getanzt, geraucht, gelesen, gespielt, getratscht und geschrieben, ohne dass jemand ein Möbel, ein Buch, einen Teller, kaufen müsste. Es gibt sogar betreute Kinderspielräume – etwas abgelegen – so dass auch Eltern bei all dem mitmachen können. Diese gemeinsam nutzbaren Räume sind ökologisch sehr effektiv, pro Person fallen nicht mehr als zwei Quadratmeter an (das macht 1000 m^2 bei 500 Gästen). Dazu kommen noch 20 m^2 für das Zimmer, macht 22 m^2. Früher waren es gegen 50 m^2: Diese Räume mussten beheizt werden. Sie mussten gebaut und unterhalten werden. Das führte dazu, dass Wohnen einen Viertel unserer Umweltbelastung ausmachte.[95] Ein Wahnsinn!

Dabei bringt Wohnen nur Kummer und Sorgen. Wohnungen fixieren uns an einem Ort, lähmen unsere Bewegungsfreiheit, generieren viel Arbeit. Umziehen ist ein Krampf. Zieht jemand um von einem Grand Hotel in ein anderes, braucht er nur eine kleine Tasche zu packen. Sie braucht nicht einmal Kleider mitzunehmen, denn jedes Grand Hotel hat eine Ausleihgarderobe, Bettwäsche ist schon da, Schirme gibt's auch, Zahnbürsten ebenfalls. Sogar Unterwäsche S M L XL (nur in schwarz).

Aber der Ärger mit dem Personal? Hotelzimmer sind teuer – wer kann sich das leisten? 50 m^2 Wohnraum kosten ca. 10'000 Franken pro Jahr, 28 Franken pro Tag, wenn man Glück hat (für zwei Personen wäre es eine Monatsmiete von 1700 Franken). Hotelzimmer (20 m^2) kosten auch nicht mehr – etwa die Hälfte, also 14 Franken pro Tag. Was sie teuer macht, ist der Service. Dieser lässt sich aber unter die Gäste als Ersatz für die eingesparte Haus-

arbeit aufteilen. Früher leisteten wir etwa 11 Stunden Hausarbeit pro Woche, Männer 6, Frauen 16 Stunden.[96] Wenn wir im Grand Hotel 5 Stunden einsetzen, bei 350 arbeitsfähigen Gästen (ganz Alte, Kranke und Kinder ausgenommen), dann haben wir 1750 Stunden pro Woche zur Verfügung, das sind 44 Vollzeitjobs, die wir für Kochen, Waschen und Servieren einsetzen können. (Reinigung und Unterhalt sind ja als Nebenkosten bei den Mietkosten schon inbegriffen.) Wenn wir dazu noch ein paar Profis (sagen wir sechs: Köchin, Sommelière, Nanny, Sekretärin, Pianist, Lateinlehrerin)[97] einstellen, dann kostet das 360'000 (bei einem Monatslohn von ca. 5000 Franken) pro Jahr, 720 Franken /Bewohner, also 60 Franken mehr pro Monat, 2 pro Tag, macht 16 Franken. Nehmen wir dazu noch die Lebensmittelkosten, 300 Franken pro Person und Monat, dann bekommen wir für 26 Franken/Tag, 780/Monat, Vollpension mit Service. Für eine vierköpfige Familie sind das dann 3120 Franken (Kinder voll gerechnet) auf 80 m^2, wahrscheinlich aber eher weniger.

Familien können ihre Zimmer mit Zwischentüren zu Suiten verbinden. Wenn die Kinder gross sind, werden die Türen geschlossen und die Zimmer wieder frei. Nur 10 bis 14 Prozent der Zürcher Bevölkerung leben in Familien, «Familie» ist also nur eine Phase, die etwa 15 Jahre dauert. Es ist völlig abwegig für diese Phase sog. Familienwohnungen zu bauen. Dann hat man wieder seine Ruhe. (Besuchen kann man sich aber jederzeit, es hat ja in jedem Grand Hotel genügend Gästezimmer, wovon 5 Prozent immer frei sind.)

Natürlich kommen noch andere Ausgaben dazu: der Hotelbus, der einen zum Bahnhof oder zur nächsten ÖV-Haltestelle bringt, der Unterhalt von Bibliothek, Hu-

midor, Weinkeller, der Ersatz von Wäsche und Geschirr, Reparaturen usw. Dafür spart man aber das Auto (es hat dafür ein paar Leih-Rolls Royces und Motorräder), das sind 667 Franken pro Monat. Kaufen muss man praktisch nichts mehr. Im Haus gibt's schon viel Kultur, man geht ja jeden Tag aus. Da die 14'000 Grand Hotels der Schweiz (niemand will mehr anders wohnen) eine einzige Kette (Hostalia Magna Helvetica, HMH) bilden, wie früher Hilton oder Ibis, kann man jederzeit in einem andern absteigen, wenn man sich mit allen Gästen zerstritten hat. Wenn man «wandern» will, geht man einfach los, bis die Jacke nass ist und steigt dann in einem andern Grand Hotel ab (jedes hat wie gesagt eine Zimmerreserve von 5 Prozent), duscht, und holt sich ein trockenes Jackett aus der Garderobe. Einen Single Malt und eine Cohiba Corona später ist alles wieder im Butter, ganz ohne Mammut und Odlo.

Der Umbau der Schweiz zu den Grands Hotels dauerte nur 5 Jahre und erzeugte die verschiedensten und buntesten Hotel-Formen: Blockrandhotels, Hochhaushotels, diffuse Dorfhotels, mit Zwischenbauten verbundene Agglohotels usw.

Einzig aus den Einfamilienhaussiedlungen liess sich nichts Vernünftiges machen: sie wurden vom Zivilschutz abgerissen und wieder in stadtnahes Landwirtschaftsland zurückverwandelt. Ländliche Weiler dienten als Dépendences für die Lebensmittelproduktion der Hotels, meist ergänzt durch einen Gasthof mit Metzgerei, Käserei, Minigolfanlage, mit Zimmern für arbeitende und schwatzende Gäste. Die Alpen wurden (mit Ausnahme der dortigen Grand Hotels) leergeräumt. Tourismus wurde verboten, Herumlaufen in vernünftigen Schuhen und Tweed-Jackets aber erlaubt.

Wir sind nicht nur Gäste, sondern haben irgendwo noch Jobs, zum Beispiel als Pianist in einem andern Grand Hotel; doch viel Arbeit fällt nicht mehr an: gebaut wird nichts mehr, Autos gibt's kaum mehr (früher hing jeder 7. Job am Auto), es müssen nur noch halb so viel Lebensmittel erzeugt werden, Möbel, Kleider, Haushaltkrempel, wird kaum noch neu hergestellt, Zeitungen braucht es einige wenige für das Lesezimmer, Verpackungen fallen keine mehr an, alle Supermärkte und Shoppingcenter konnten schliessen (samt Autobahnzubringern), Ökodesign (haltbar, reparierbar usw.) lohnt sich, Wachstum und Fortschritt entfallen, weil niemand mehr daran glaubt, der Computergebrauch kann auf einen Salon im Erdgeschoss und ein paar Leihhandys, die man an der Réception beziehen kann, beschränkt werden.

Man kommt jetzt gut mit 20 Prozent der damaligen formellen Arbeit aus, also mit vier Stunden pro Tag, oder eher 1200 Stunden, oder 150 Arbeitstagen, pro Jahr (es ist manchmal sinnvoller und verkehrsmässig effektiver, einen Monat voll zu arbeiten und dann ein Vierteljahr Pause zu machen, statt jeden Tag für vier Stunden irgendwohin zu fahren – aber das hängt von der Art der Arbeit ab).

Neben dieser Profiarbeit (als Kampfpilotin, Gehirnchirurgin oder Richterin) fallen allerdings noch vier Stunden Arbeit im erweiterten Haushaltbereich an. Man hat Küchendienst, Waschdienst, man ist im Service. Man darf einander die Betten machen.

Da jedes Grand Hotel seine Lebensmittel auf einem Hof der Region (das braucht 80 ha) selbst produziert und einen Teil der Landarbeit übernimmt, konnte ihr Preis leicht halbiert werden, und die Pensionskosten sanken weiter (von 780 auf 570, also 2280 Franken für die Fami-

lie). Wahrscheinlich wären es um die 2000 Franken, weil wir die Kinder immer voll gerechnet haben. Nach dem Schema von Frigga Haug[98] (4x4) teilt sich unser Tag im Schnitt in vier Stunden professionelle und bezahlte Arbeit, in vier Stunden Hausarbeit (inkl. Pflege, Landwirtschaft, kleine Heimproduktion wie Backen, Bohnen Dörren, Schnaps Brennen), in vier Stunden gesellschaftlich/kommunikative Arbeit (Besprechungen, Politik, Schimpfen, Loben) und in vier Stunden individuelle Betätigung (Gähnen, Rauchen, Trinken, Tanzen) auf. Der Rest ist Schlaf. Geld kommt nur noch aus der professionellen Arbeit (also ca. 1350 Franken/Monat/Person), wobei allerdings die Ausgaben drastisch geschrumpft sind. Ein Teil der Gesundheitskosten entfällt, weil interne Pflege in den Hotels gut organisiert werden kann. Die meisten Zimmer sind per Lift erreichbar und barrierenfrei, also für Alte und Menschen mit Behinderungen gut geeignet. Es braucht keine Altersheime mehr. Die Gäste oszillieren um den durchschnittlichen demographischen Mix herum.

Da die Hausarbeit auch gegenseitige Leistungen wie Pianostunden, Lateinunterricht, Nackenmassagen, Haareschneiden, Hemdenschneidern usw. umfasst und unentgeltlich ist, sanken die Kosten weiter, wobei der Komfort stieg. Als wir all das ausgerechnet hatten, kamen wir zum Schluss, dass man das ganze Paket, wie früher Pauschalferien, gleich für alle Bewohner_innen ab Geburt als GH-GA gratis machen konnte (Kost/Logis/Transporte/Gesundheit usw.). Den Lohn brauchten wir nur noch für Extras, Reisen ins Ausland (wo sich allerdings das GH-Modell zunehmend durchsetzt), für Geschenke und Schmuck. Wir hatten eine echte Lösung gefunden. Schliesslich sollten wir nicht vergessen, dass die Grand Hotels eines Quar-

tiers, einer Stadt oder einer Region und auch eines Territoriums kooperieren. (Latein ist logischerweise die Sprache der Confoederatio Helvetica – neutral und nicht ethnisch gebunden. Der Papst spricht es so schlecht, dass er nicht zählt.) Sie haben eigene Betriebe für die Produktion von Bettwäsche, Reinigungsmitteln, Kochmützen, Brauereien, Schreinereien usw. und können so Kosten senken.

Zwanzig bis dreissig Grands Hotels bilden für verschiedenste Funktionen Cluster in Fussdistanz, auch Munizipalgemeinden genannt: dort befindet sich das Grand Hotel de Luxe für besondere Gäste oder besondere Gelegenheiten, das von allen Hotels gemeinsam betrieben wird. Es liegt an einem belebten Platz, wo sich Spezialgeschäfte, Grands Cafés, die Verwaltung, (Latein-)Schulen, Thermen, Polizei (wer klärt den Mord im Fumoir?), Poliklinik, Theatersaal, Schneider, Schuhmacher usw. zusammenballen. Es gibt 600 solche Cluster auf dem ehemaligen schweizerischen Territorium, 450‘000 auf der ganzen Welt.[99]

Die Grands Hotels gelten als guter Kompromiss zwischen unseren nomadischen und sesshaften Instinkten. Die Standards sind – natürlich mit lokalen Anpassungen – überall auf der Welt etwa die gleichen. Nationale und andere Grenzen haben sich weitgehend aufgelöst, wir sind einfach Gäste einer einzigen, globalen Hotelkette, wie früher schon bei Ibis, Sheraton oder Hilton. Es gibt Menschen, die wohnen ihr ganzes Leben lang im gleichen Hotel, andere sind dauernd unterwegs. Ihre Rechte und Pflichten sind die gleichen. Begriffe wie Einwanderung, Auswanderung, Aufenthaltsbewilligung usw. haben ihre Bedeutung verloren. (Erst wenn die Aliens kommen, müssen wir vielleicht wieder umdenken).[100]

Commons-Gedanken

Silke Helfrich (Mitgründerin der Commons Strategies Group und des Commons Institut e.V.) baten wir um das nachfolgende Schlusswort, denn sie belebt die Welt mit schriftlich festgehaltenen Commons-Gedanken in wunderbarer und wertvoller Weise. So etwa auch in den Schriften: «Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat», transcript 2012 und «Die Welt der Commons: Muster gemeinsamen Handelns», transcript 2015.

Commons in Worte zu fassen ist im Prinzip ganz einfach. Genauso einfach wie eine gelingende Commoning-Praxis, Sprechen oder der aufrechte Gang. All dies sind ganz grundlegende Fähigkeiten des Menschen, die natürlich einer gewissen Übung bedürfen. Den praktischen Aspekt werde ich hier nicht vertiefen, nur soviel: Commoning muss sich «stimmig» und «lebendig» anfühlen, sonst wird es nichts.

Dieses Buch zeigt, wie einfach es sein kann, Commons zu denken, zu beschreiben und sich einer Commons-Praxis zu nähern. Es lässt uns eintauchen in die Stadt-Landschaften der Zukunft. Es entführt uns in eine Welt, in der wir jenseits nationalstaatlicher Vorstellungsarmut das «Nach-Hause-Kommen» und «Zusammenleben» in bioregionalen Grössenordnungen zu denken lernen.

In menschlicherem Mass: Von der Pantoffeldistanz im eigenen Umfeld zum planetarischen Netzwerk autonomer Territorien. Gut so! Es muss ja das Ganze neu gedacht werden – als eine andere Wirtschaftsweise, in der sich auch Lebensräume und Beziehungen neu strukturieren. Daher

ist es an der Zeit, den Gedanken des Gemeinschaftlichen und des Aufeinander-Angewiesenseins aus der nachbarschaftlichen Übersichtlichkeit heraus zu holen und auf diesen Grundideen aufbauend an freien, fairen und nachhaltigen Gesellschaften mitzugestalten. Es ist Zeit für eine «UmCARE zum Miteinander», wie die Ökonomin Friederike Habermann vorschlägt.[101] Wer dieses Buch liest, bekommt eine Vorstellung davon, wie das geschehen kann.

Im Grunde also könnten wir die Welt ganz einfach «commonistischer»[102] machen. In Wirklichkeit aber scheint es oft schon aussichtslos, die geeigneten Worte zu finden. Der Grund hierfür liegt tief: Über Commons zu reden kommt einem endlosen Ringen um metaphysische Deutungshoheit gleich. Wer sich in diesem Ringen alter Wörter bedient – sagen wir «Arbeit» – manövriert sich geradewegs in Missverständnisse, denn neue Gedanken verknüpfen sich dann mit alten Weltbildern und Gewohnheiten. Wer hingegen vermeintlich vertraute Konzepte in neue Gewänder gekleidet – sagen wir «Tätigsein» –, erntet bestenfalls Stirnrunzeln. Ob hier wohl «Arbeit» gemeint sei? Nun, jedenfalls nicht die, die wir uns in einer kapitalistischen Marktgesellschaft mitunter aufbürden lassen und die besser «Job» heissen sollte. Solche Art Arbeit muss produktiv sein und Geld einbringen. Sie hat oft einen Ort und einen Zweck ausserhalb unseres Selbst, wir tun sie vielfach nicht um ihrer selbst willen. Solcher Art Arbeit ist etwas, wo Menschen hingehen – statt bei sich zu bleiben. Sie wird verstanden als jener Teil unserer Lebenszeit, der «anständig bezahlt» werden muss. Tätigsein hingegen umfasst mehr. Hier gibt es keine Trennung von Produzieren und Reproduzieren; hier muss es sich nicht rechnen. «Im Tätigsein sind Handlungen in erster Linie

auf die Erfüllung von Sinn ausgelegt», so die Ethnologin Sigrun Preissing[103]. Das macht menschliche Geschäftigkeit bedeutungsvoll. Doch ein tätiger Mensch wird im Kapitalismus nicht unbedingt ein Einkommen zum Auskommen finden, auch wenn er oder sie viel Sinnvolles tut.

Ein anderes Beispiel betrifft die Entscheidungsfindung. Auch da gibt es allerlei Denkgewohnheiten (diesen ausgeklügelten Formen der Faulheit). Dass die Mehrheit entscheidet, erscheint uns vertraut und gar demokratisch. Warum aber sollte sich eine Gesellschaft eigentlich damit begnügen, im Ernstfall 49,9% auf der Seite der Unterlegenen zu sehen? Weil sie glaubt, dass Konsens nicht funktioniert? Und damit vermutlich recht hat? Wie wäre es, wenn wir stattdessen darüber nachdenken, weder nach dem Mehrheitsprinzip, noch nach dem Konsensprinzip, sondern gemeinstimmig zu Entscheidungen zu kommen? Etwa in Konsentverfahren →, die den enormen Vorteil haben, dass die Fülle aller Entscheidungsmöglichkeiten, die alle Beteiligten einbringen können, auch bis zum Schluss erhalten und sichtbar bleibt? Das ist demokratischer als sukzessive eine Option nach der anderen «abzuwählen» – bis im entscheidenden Wahlgang nur noch Pest und Cholera übrigbleiben.

Um es kurz zu machen: Begriffe aus dem 18. und 19. Jahrhundert taugen nicht für das Entwerfen einer enkeltauglichen Welt im 21. Jahrhundert. Sie gehören genauso runderneuert wie die auf solchen Anachronismen beruhenden Institutionen der Vergangenheit. Dabei, so denke ich oft, ist ganz vorne zu beginnen. Beim ABC.

Im Modell von Neustart Schweiz ist eben dies der Ort, «wo das Quartier denkt». Ein Ort in dem alles in Bewegung bleibt und mit Händen greifbar wird, dass die Zu-

kunft offen ist. Ein Ort auch, an dem alles möglich wird, weil nicht die Suche nach dem nächsten Geschäftsmodell alle anderen Prozesse verdrängt.

Wie wir diese Zukunft konkret gestalten, hängt wesentlich davon ab, welche Ideen sich durchsetzen. Und dies wiederum hängt davon ab, was sich als «Mem» durch Debatten und Gedanken zieht. Meme sind die DNA der Kultur; sich selbst reproduzierende kulturelle Einheiten, die von Mund zu Mund, von Hirn zu Hirn wandern um sich dort festzusetzen und zu bleiben. Ist dies geschehen, haben sie die Macht, erhebliche kulturelle Ressourcen freizusetzen – individuelle Motivation, Zeit und Geld, selbst Institutionen geraten in Bewegung. All dies kann beitragen, jedem Menschen ein Grand Hotel zu ermöglichen.

Vermutlich fragt, wer dieses Buch demnächst aus der Hand legt, ob sich das Denken in Commons-Kategorien und eine vielfältigere Commoning-Praxis durchsetzen werden? Die Antwort verlangt nach einer Metapher. Sie ist mir vor Jahren in einem Workshop mit dem Innovationsexperten Joe Brewer begegnet.

Stellen wir uns einen Gebirge vor. Die Sonne scheint in die Täler und lässt das Wasser über den Wiesen verdunsten. Die Luft erwärmt sich und steigt an den Bergflanken aufwärts. In diesem Auftrieb formen sich Wolken und regnen weiter oben allmählich ab. Ein Teil des Regenwassers rinnt die Flanken des Berges hinunter und beginnt diesen Zyklus von vorn. Ein anderer Teil jedoch – je nach Gestein und Bewuchs viel oder wenig – wird versickern, in den Berg eindringen, ihn durchströmen und von innen verändern, ohne dass dies unmittelbar von aussen sichtbar würde. Solange das Regenwasser abfliesst und der Berg den Veränderungen in seinem Inneren trotzt, scheint al-

les dem gewohnten Lauf zu folgen. Doch in dem Moment, in dem die Veränderungen im Berginneren dazu führen, dass das Wasser neue Wege findet, austritt, ausbricht und sich mit dem Fliesswasser zu einem Strom vereint, besteht die Gefahr einer Flut. Plötzlich. Oft unerwartet und mit so grosser Kraft, dass kaum jemand dies zuvor für möglich gehalten hätte. Es gibt dieses Element der Plötzlichkeit auch in der Geschichte. Ich habe das schon einmal erlebt. 1989. Als plötzlich die Mauer fiel.

Wir können nicht sagen wann. Wir können nicht darauf vertrauen. Aber wir können darauf vorbereitet sein, indem wir Meme weitertragen und Praktiken ausprobieren, die unser Zusammenleben commons-freundlicher machen.

Silke Helfrich, Ende August 2016

Glossar

Buen Vivir

«Buen Vivir» bedeutet «gutes Leben» und meint damit ein «Zusammenleben in Vielfalt und Harmonie mit der Natur», was seit 2008 ein Staatsziel Ecuadors ist und in dessen Verfassung steht. Bolivien hat dieses Konzept ein Jahr später ebenfalls in seine Verfassung geschrieben. Buen Vivir, auch «vivier bien» oder «Sumak kawsay» genannt, ist ein umfassendes Ziel, das das Gleichgewicht mit der Natur, Reduktion von sozialer Ungleichheit, solidarische Wirtschaft sowie pluralistische Demokratie etwa in Form zivilgesellschaftlicher Partizipation anvisiert. Insgesamt bewirkt es eine Abkehr vom westliche Entwicklungsdenken der letzten Jahrzehnte. Das Konzept von «Buen Vivir» gründet in der Lebensphilosophie der indigenen Völker Südamerikas, welche die Intaktheit der Natur hochhält und deren übermässige Ausbeutung und Instrumentalisierung verurteilt. Der Natur werden Rechte zuteil, so steht nicht der Mensch im Mittelpunkt, sondern alles, was existiert, bildet eine Einheit. Buen Vivir bedeutet für Menschen nicht die Erhöhung des individuellen Lebensstandards, sondern seine Integration in die Gemeinschaft. Recht auf Lebensmittel, Wasser, Gesundheit, Bildung und Erziehung bilden somit eine Alternative zu Privatisierung und dem westlichen Entwicklungsweg.

Clusterwohnungen

Wohn-Cluster gleichen Wohngemeinschaften und werden in der Regel von eher älteren Einzelpersonen oder Paaren bevorzugt. Die individuellen Wohneinheiten sind mit

mehr Infrastruktur versehen, als das bei Wohngemeinschaften der Fall ist. So hat mindestens jede Wohneinheit ein Bad. Oft sind auch kleinere Küchen installiert. Die Bewohnenden eines Cluster können zudem über gemeinschaftliche Wohnflächen und oft über eine zusätzliche, gemeinsam geführte Küche verfügen.

Commons

Heute: Global Commons. Bedeutet: Allmende, Gemeingüter, gemeinsam genutzte Ressourcen, gemeinsam regulierte Benutzung. Eine demokratische, nachhaltige Regulierung ist immer mitgemeint, weil sonst die Gemeingüter übernutzt und zerstört werden («Tragedy of the Commons»; «Tragik der Allmende»).
— *Beispiel:* Alpkorporationen
Aber auch Fischgründe, Erdöl, Wasser, Boden, Luft, Rohstoffe, Bildung, Wissen usw. müssen als Commons für alle zugänglich sein und mit demokratischen Mitteln reguliert werden. Hierfür braucht es Module (von Nachbarschaft bis zu planetarischen Organen), die die Zuständigkeiten regeln (Elinor Ostrom).

Demiurg, Demiurgie, demiurgisch

Von griechisch *demios*, «das Volk betreffend», «öffentlich» und *ergon,* «Werk», «Arbeit». Der Demiurg ist also ein «für öffentliche Belange Arbeitender», ein «Gemeindearbeiter».

Das Prinzip besteht darin, dass wir wechselseitig Angestellte innerhalb eines Gesamthaushalts und nicht antagonistische Kleinunternehmer und Kunden sind, die sich gegenseitig zu übervorteilen versuchen. Das entspannt das Leben und nimmt Existenzängste. Die neue Haushaltordnung soll demokratisch und demiurgisch sein. Ein

Kriterium der Resilienz →. Demiurgie schliesst absolute Selbstverwaltung aus, da die Produzenten ja Aufträge und Bestellungen der Konsumentinnen ausführen (verschiedene Rollen der gleichen Personen).
— *Auch:* öffentliche Angestellte

Ernährungssouveränität

Dieses Konzept wurde von der weltweit grössten Bauern- und Bäuerinnenorganisation «La Via Campesina» als Gegenkonzept zum Agrarfreihandel entworfen. Dabei bekommt die lokale Versorgung Vorrang, Dumpingpreise sind verboten und die Bäuerinnen und Bauern sollten kostendeckende Preise erhalten. Zudem muss die Agrar- und Ernährungspolitik demokratisch und lokal bestimmt werden.

Diese Forderungen sind angesichts der zunehmenden Machtkonzentration von Konzernen im gesamten Ernährungssystem aktuell. Es geht um nichts weniger als das gesunde Essen von uns und unseren Enkeln.[104]

Gentrifizierung

Der Begriff Gentrifizierung wird vom englischen *gentry* abgeleitet, was niederer Adel bedeutet. Geprägt hat ihn die Soziologin Ruth Glass, die in den 1960er Jahren Veränderungen im Londoner Stadtteil Islington untersuchte. Gentrifizierung oder Gentrifikation bezeichnet den Strukturwandel urbaner Viertel im Sinne einer Abwanderung ärmerer und eines Zuzugs finanzkräftigerer Bevölkerungsgruppen. Dieser Wandel geht mit steigenden Wohnpreisen einher, bedingt durch Veränderungen der Eigentümerstruktur, Renovation, (Ersatz-)Neubauten sowie in der Regel höhere Flächenbedarf einzelner Wohnungen. Diese «Aufwertung» wird von finanzstarken Immobilien-

Investoren mit hohen Renditeerwartungen vorangetrieben. In der Schweiz tragen auch die Pensionskassen ihren Teil an Gentrifizierungsprozessen bei, da sie sichere, wertsteigernde Anlagen anvisieren.

Inventorien und Kooperatorien

Um die Interessen der gesamten Mitwelt zu wahren, braucht es einen neuen, demokratischen Prozess; Inventorien und Kooperatorien bilden den Raum dafür. Eingeladen sind Banken, Firmen, Hochschulen, Berufsverbände, politische Gremien, gesellschaftliche Assoziationen aller Art sowie Einzelpersonen, um gesellschaftliche Aufgaben im Hinblick auf eine enkeltaugliche Zukunft zu lösen. Inventorien und Kooperatorien können in einzelne «Kammern» gegliedert werden, die ähnlich wie Fakultäten an Hochschulen verschiedene Gebiete abdecken (Gesundheit, Bildung, Verkehr, Landwirtschaft usw.).

Jokerräume

Jokerräume sind separate Räume, die direkt erschlossen werden. Sie können bei Bedarf auf längere Zeit zu einer Wohnung zugemietet werden. Jokerräume können ein Bad haben, falls keine Etagenbäder vorgesehen sind. Küchen sind nicht nötig, denn solche gibt es ja schon in den assoziierten Wohnungen bzw. im Mikrozentrum.

Komplementärwährung

Geld dient der Wertmessung und einem effizienten Tausch von Gütern und Dienstleistungen. Herkömmliches Geld hat zudem die Funktion des Wertaufbewahrungsmittels. Diese Funktion ist nicht naturgegeben, sondern ein soziales Konstrukt, welches auch anders gestaltet werden könnte. Vor allem Geld als Wertspeicher mit Zins und

Zinseszins hat den paradoxen Effekt, dass man mit Geld Geld «verdienen» kann. Einige Wissenschaftler sehen zunehmend die Realwirtschaft in Geiselhaft eines Geldsystems ohne jegliche Grenze. Es zwinge zu permanentem Wachstum und zerstöre alle Bemühungen um soziale und ökologische Nachhaltigkeit.

Komplementärwährungen dienen nicht als Wertspeicher. Je nach Abmachung können sie im Laufe der Zeit an Wert verlieren. So besteht ein Anreiz, die Währung im Umlauf zu halten. Dieser Geldfluss erzeugt jedoch keinen Wachstumsimpuls im herkömmlichen Sinne, sondern kann Fähigkeiten und Talente fördern, die früher brach liegen blieben, weil es keine Nachfrage gab. Da die Gültigkeit einer solchen Währung räumlich begrenzt ist, stärkt sie die lokale Wirtschaft und letztlich den sozialen Zusammenhalt. Komplementärwährungen nehmen den Genossenschaftsgedanken mit seiner tief verankerten Beteiligung aller auf und führen ihn zukunftsweisend weiter.

Konsent, Konsentverfahren

Konsent ist ein Entscheidungsverfahren, das nicht zu verwechseln ist mit dem Englischen *consent* bzw. dem Konsens, was Einwilligung oder Übereinstimmung bedeutet. Beim Konsent ist nicht die Zustimmung entscheidungsrelevant, sondern der – jeweils zu begründende – Widerstand. Nun kann entweder solange argumentiert und Vorschläge verbessert werden, bis es keine Gegenstimme mehr gibt. Oder die Gruppe ist willens, die Option zu akzeptieren, die auf den geringsten Widerstand trifft. Solche Lösungen erweisen sich als erstaunlich stabil. Der Vorteil: alle Optionen bleiben bis zum Schluss auf dem Tisch. Jede und jeder Einzelne wird tatsächlich gehört. Konsententscheidungen sind dank Loomio[105] auch anonym möglich.

Landbasis

Einen grossen Teil der Lebensmittel, die eine Nachbarschaft ⇥ benötigt, werden auf der Landbasis angebaut. Es handelt sich um vertraglich angeschlossene Bauernbetriebe der Region (20 bis 50 km Radius). Für die Versorgung einer Nachbarschaft von rund 500 Menschen – wir nennen dies «Mikroagro» – sind bis sechs Tonnen ungerüstete Lebensmittel pro Woche nötig. Mehr dazu ist im Kapitel «Nahversorgung in Pantoffeldistanz» auf Seite 15.

Mikrozentrum

Umfasst bei einer mittleren Nachbarschaft rund 1200 m^2, möglichst zentral im Erdgeschoss. In einer Minute ist man dort. Es sollte 365 Tage und 24 Stunden offen sein. Eine raffiniert abgestufte Beleuchtung ist wichtig. Der Kern des Mikrozentrums ist das Lebensmitteldepot mit Verarbeitungsräumen, Bäckerei und grosser Küche. Darum herum gruppieren sich Lounges, Lobby, Restaurant, Bar, Bibliothek als lockere Soziallandschaft (viele bequeme Sitzgruppen, geschützte Nischen, mit Aquarien und Zimmerpflanzen markierte Abteilungen.) Man soll sich sowohl allein als auch zusammen wohl fühlen.

Dazu kommen haushaltnahe Dienstleistungen wie Schneiderei, Werkstätten, Tauschlager. Eventuell gibt es ein Schwimmbad (vgl. Sargfabrik Wien). Etwas entfernt davon ein Spielzimmer für Kinder. Damit ein Mikrozentrum zur Lebensqualität beiträgt, muss es zugleich funktional sinnvoll und gestalterisch «luxuriös» sein. Die hochwertige Einrichtung und der perfekte Unterhalt signalisieren, dass gemeinschaftliche Nutzungen Priorität haben. Sie könnten sich z.B. an Viersternhotels oder sogar an einem Fünfsternhotel wie dem Waldhaus Sils-Maria orientieren.

Module

Klare Module gesellschaftlicher Organisation sind wesentlich für Resilienz →, aber auch als Machtverhinderungsmittel, weil sie eine Begegnung auf gleicher Augenhöhe erlauben. Module ergeben sich aus Faktoren wie logistische Ökologie, Kommunikation, Freiheitsgrade, bestehende Strukturen, Geographie usw.: 1.Nachbarschaft, 2. Quartier/Landstadt, 3. Grossstadt/Region, 4. Territorium und 5. Planet. Alle Module haben eine gewisse Bandbreite, damit sie flexibel auf lokale Situationen angepasst werden können.

— *Interessant:* Nationen sind höchstens zufällig Module

Nachbarschaft

Dank dem Mikrozentrum → ein Alltagshaushalt für etwa 500 Menschen, verbunden mit der Landbasis → zur Herstellung einer weitgehenden Subsistenz und Ernährungssouveränität. «Nachbarschaft» ist im Gegensatz zur gängigen, saloppen Verwendung ein klar definierter Begriff. Nachbarschaft und Nähe sind zwiespältige Qualitäten: einerseits ziehen sie uns an, andererseits können sie Abstossung und Ekel auslösen; eine geschickte Ausgestaltung mit passenden Regeln ist daher entscheidend; gemeinschaftliche Nutzungen brauchen zudem eine hohe Qualität (Gestaltung, Materialien, Gebäude), eine gewisse Feierlichkeit. Die Grösse der Nachbarschaft ist wichtig für das Erreichen von Freiheitsgraden, z.B. bei der Raumverteilung, bei der Arbeitsorganisation, bei economies und ecologies of scale.

Postwachstumsgesellschaft, Décroissance

Grenzenloses materielles Wachstum auf einem endlichen Planeten ist nicht möglich. Geistige, emotionale, wissenschaftliche Entwicklung schon. Ohne Wachstum gibt es

keinen Kapitalismus. Es ist eine schwer lösbare Frage, wie eine funktionierende Wirtschaft ohne Wachstum aussehen könnte. Die löst Neustart Schweiz nicht, zeigt aber einen möglichen Weg in die Postwachstumsgesellschaft auf.

Quartier

Dies sind Konglomerate von Nachbarschaften →, umfassen rund 10‘000 bis 50‘000 Bewohner_innen; sie sind zugleich die Filialen des territorialen Dienstleistungsstaates (Doppelfunktion). Die Zusammenlegung von Kleingemeinden zu funktionstüchtigen Basisgemeinden in dieser Grössenordnung ist eine wichtige ökologische, haushälterische und politische Aufgabe (siehe Glarus, Tessin, Wallis). In der Schweiz wären das etwa 500 (heute 3000) Quartiere bzw. Basisgemeinden. Etwa ein Stadtkreis, bzw. «Arrondissement», würde mehrere Quartiere umfassen. (Zürich hat zwölf Stadtkreise, aber um die 30 Quartiere.)

— *Unbedingt vermeiden:* Vermischung der Begriffe Nachbarschaft, Quartier und Stadtteil
— *Siehe auch:* THEMA →

Relokalisierung

Relokalisierung ist das grundlegende Prinzip des Nachbarschaftskonzepts. Sie bedeutet das Gegenteil einer schrankenlosen, auf Profite ausgerichteten Globalisierung. Die extreme Funktionsteilung soll aufgehoben werden, was dank neuer Technologien (Computer, Automatisierung, Miniaturisierung) und des erhöhten Bildungsstands auch rein ökonomisch effizient ist. Das heisst jedoch nicht, dass alles lokal produziert werden soll – Austausch kann durchaus fair sein, auch mit fernen Ländern. Relokalisierung beruht auf dem Prinzip der Subsidiarität →, das heisst, dass möglichst viele Kreisläufe lokal geschlossen werden

sollen. Relokalisation ermöglicht Nähe, schafft daher Synergien an Ort und Stelle, spart Transportenergie, macht das Leben reichhaltiger. Sie wertet Orte für deren Bewohnerinnen auf und schafft so eine neue Kultur der gegenseitigen Unterstützung, des Kennenlernens, der Autonomie und des Genusses. Wichtigstes Element ist die regionale Lebensmittelversorgung, Mikroagro[106]. Das Zusammenleben in kompakten Nachbarschaften ⇥ selbst ermöglicht eine Vielzahl von bisher verstreuten Dienstleistungen an Ort und Stelle, im und um das Mikrozentrum herum. Die industrielle Relokalisierung wird unterstützt durch THEMA ⇥ und Kooperatorien/Inventorien ⇥.

Resilienz

In Zeiten der Unsicherheit, der Ungewissheit, der unübersichtlichen Komplexität, der unabwendbaren Katastrophen und Krisen müssen wir unsere Reaktionsfähigkeit und unsere Selbstheilungskräfte stärken. Also Fallschirme bauen. Resilienz entsteht vor allem aus Vielfalt, aus mehreren Optionen (Energiequellen, Lebensmittel), und all das lokal oder regional nachhaltig produzierbar. Modularität, Demokratie und Kooperation machen unsere sozialen Gebilde resilienter, weniger abhängig von überzentralisierten Systemen, die leicht mit Kettenreaktionen implodieren können (Fallmaschen, Dominoeffekt). Dazugehören ist wesentlich. Resilienz geht nicht ohne Kultur. Kultur nicht ohne Bildung (nicht nur schulisch gemeint). Resilienz ist ein sehr synthetischer Begriff, nicht eine einzige Dimension. Er umfasst systemische und soziale Eigenschaften. Hegen und pflegen. Der Begriff Resilienz stammt von lateinischen *resilire:* «zurückspringen, abprallen».

— *Auch:* Anti-Fragilität (Taleb), Widerstandskraft, Erholungsfähigkeit; robust (aber beweglich)

Subsidiarität

Auf die Entfaltung der individuellen Fähigkeiten, der Selbstbestimmung und Eigenverantwortung zielendes gesellschaftspolitisches Prinzip, welches die Aneignung von Fähigkeiten Einzelner oder Gruppen anstrebt. Der Begriff Subsidiarität stammt von lateinischen *subsidium*, was Halt, Mithilfe bedeutet.

Subsistenz

Von lateinisch *subsistentia,* «Bestand», «durch sich selbst». Die Bezeichnung steht für die Befriedigung der Grundbedürfnisse sowie der Sicherung des Lebensunterhaltes und umfasst alles, was materiell und sozial zum alltäglichen Überleben benötigt wird: eine Behausung, Lebensmittel, Kleidung, sowie Fürsorge und Geselligkeit.

Es ist ein nötiger, aber schwieriger Begriff, denn ein gutes Leben für alle soll ohne Gefährdung der Lebensgrundlagen durch Kooperation (lokal, global) geschaffen werden. Die Lebensweise soll demokratisch diskutiert und definiert, nicht einfach einem diffusen Markt (wo nur die Starken herrschen) überlassen werden.

— *Vergleiche:* Suffizienz →, Commons →, Buen Vivir →

Suffizienz

Von lateinisch *sufficere*, «ausreichen». Wer suffizient lebt, lebt also genügsam und massvoll. Global gesehen würde echte Suffizienz für 80 Prozent der Menschen eine Erhöhung der Lebensqualität bedeuten. Eine suffiziente Lebensweise kann auch für die anderen 20 Prozent verzichtfrei sein, wenn die Art und Weise des Verbrauchs und die Form der Güter verändert wird (gemeinsam statt individuell, sorgfältigere Zubereitung, Ökodesign, Raffinesse statt Menge, Langlebigkeit, Qualität statt Quantität, vom

Besitzer zum Mitglied/Benützer usw.). Richtig organisiert bringt Suffizienz einen Zuwachs an Lebensqualität: einen Co-Rolls-Royce (das billigste Auto; hält länger als es Erdöl gibt) zum Preis eines SMART.[107] Suffizienz und Subsistenz →| müssen von gängigen Armutsprojektionen befreit werden. Suffizienz heisst also: was brauchen wir zusammen? Ein Einzelner braucht fast immer zu viel.

— *Rationierung als Mittel notwendig:* siehe Kapitel «Wo sind die ökologischen Grenzen?» Seite 76
— *Siehe auch:* Der Grandhotel-Epilog, Seite 112

Wohnfläche

In Österreich liegt der durchschnittliche Wohnfläche bei rund 44,2, in Deutschland bei 46,5 und in der Schweiz bei 45 m^2 pro Person. Durch die Auslagerung und Vergemeinschaftlichung von Funktionen wie Gästezimmer, Essecke, Hobbyraum auf eine Fläche von bspw. 1500 m^2 in der unmittelbaren Nachbarschaft, kann der persönliche Wohnraum pro Person auf zwanzig bis dreissig Quadratmeter reduziert werden. Die 500 Bewohner_innen einer Nachbarschaft finanzieren lediglich drei Quadratmeter Anteil an der Gemeinschaftsfläche mit. Damit kann der durchschnittliche Wohnflächenbedarf auf 33 bis 23 m^2 gesenkt werden, also auf mindestens um einen Viertel bis beinahe die Hälfte. Das senkt sowohl Kosten als auch Umweltbelastung entsprechend. Dennoch gewinnt die Lebensqualität enorm durch die bedarfsgerechten Nutzungen in der Nachbarschaft und die daraus entstehenden Kontakte.

Wohnhallen

In konventionellen Wohnungen wird den Räumen durch Zuschnitt eindeutige Funktionen, wie Wohnzimmer, Elternschlafzimmer und so weiter verpasst. Dagegen ist

eine Wohnhalle ein grosser Raum, den die Bewohner_innen selber unterteilen und einrichten können. Der Anteil an persönlichem Wohnraum kann bei diesem Konzept kleiner ausfallen, als bei einer konventionellen Wohngemeinschaft. So lassen sich beispielsweise zehn Quadratmeter pro Person persönlich nutzen; dort kann etwa eine Schlafkoje, eine Lesesessel und ein Schreibtisch aufgestellt werden. Vorteilhaft ist, wenn die Halle Überhöhe hat, so könnte die Schlafkoje über dem Schreibtisch installiert werden. Nutzen 20 Bewohnerinnen und Bewohner je 10 m^2 persönlich und finanzieren je noch weitere 10 m^2 der gemeinsamen Fläche mit, haben sie 200 m^2 etwa zum kochen, essen, diskutieren, duschen oder tanzen zur Verfügung. Dennoch ist die Ausnutzung mit 20 Bewohner_innen auf 400 m^2 sehr hoch.

THEMA

Textil, Holz, Elektr(on)ik, Metall und vieles andere. Analog zu den haushaltnahen Dienstleistungen in den Nachbarschaften (z.B. Gastronomie und Lebensmitteldepot) braucht es auf Quartierebene spezialisiertere Werkstätten: Möbelschreiner, Schneiderinnen, Glaser, Sanitär-Installateure, Elektriker und IT-Spezialistinnen, Metallwerkstätte, Haustechnik usw. Das Quartier agiert hier als Genossenschaft, bzw. Konglomerat von Einzelgenossenschaften mit dem Ziel, den Stoffdurchstoss zu minimieren.

Private Betriebe können daran angelehnt werden. Es geht nicht um die Produktion für einen anonymen Markt, sondern um das Schliessen des Stoffkreislaufs zwischen Produzentinnen und Konsumenten, die als Genossenschafter (THEMAtiker) wiederum die gleichen Personen sind. THEMAs sind mehrere hundert Arbeitsplätze gross.
— *Siehe:* Demiurgie ⇥

Anmerkungen

1 Siehe Anhang: «Kennziffern Modellnachbarschaft», Seite 150
2 Siehe Anhang: «Wohnungsmix», Seite 154
3 Regel 7 von Elinor Ostrom: «Die Selbstbestimmung der Gemeinde wird durch übergeordnete Regierungsstellen (bzw. Commons-Institutionen) anerkannt.» Siehe hierzu das Kapitel «Commons» und dort das Unterkapitel «Elinor Ostroms Regeln» Seite 23
4 Gehl, Jan: Cities for People, 2016; neu belebte Nachbarschaften «machen Stadt» für die Menschen
5 Vergleiche: Sulzer, Jürg; Desax, Martina: Stadtwerdung der Agglomeration – Die Suche nach einer neuen urbanen Qualität. Synthese des Nationalen Forschungsprogramms «Neue Urbane Qualität» (NFP 65; Herausgeber), 2015
6 Vergleiche: Demmeler, Martin: Ökobilanz eines Verbrauchers regionaler Bio-Lebensmittel, 2000
7 In den USA fallen 32 Prozent der für die Ernährung aufgewendeten Energie für die Aufbewahrung und Zubereitung im Haushalt an. Für die Produktion werden ganze 22 Prozent benötigt, der Rest ist Verpackung, Transport, Verarbeitung usw. Siehe Hänggi, Marcel: Ausgepowert, Das Ende des Ölzeitalters als Chance, Rotpunktverlag, 2011, Seite 76
8 Siehe Seite 151: «Landbedarf für Lebensmittelproduktion»
9 In einer Distanz von 50 km befindet sich genug Kulturland, um ca. 3 Millionen Menschen ernähren zu können:
$\pi \times (50\,\text{km})^2 : (100\,\text{ha} : 500\,\text{Personen}) = 3.93$ Millionen Personen
10 Beispielsweise die Gemüsekooperativen ortoloco in Zürich (www.ortoloco.ch) oder Les Jardins de Cocagne in der Nähe von Genf (www.cocagne.ch)
11 Nowak, Martin: Supercooperators, 2011 | de Waal, Frans: Das Prinzip Empathie, 2011 | Wilson, Edward O.: Die soziale Eroberung der Erde, 2013: «Erstens zeigt es sich, dass bei allen

Tierarten, die Eusozialität erreicht haben – wirklich ausnahmslos bei allen – die altruistische Kooperation ein dauerhaftes, verteidigungswürdiges Nest vor Feinden schützt, also vor Räubern, Parasiten oder Konkurrenten.» (Seite 172) sowie «Alle gesunden Menschen sind zu echtem Altruismus in der Lage.» (Seite 299)

12 Helfrich, Silke: Die Welt der Commons - Muster gemeinsamen Handelns, 2016

13 Sennett, Richard: Handwerk, 2008

14 Graeber, David: Schulden – die ersten 5000 Jahre, 2012

15 Diamond, Jared: Vermächtnis, 2012

16 de Waal, Frans: Das Prinzip Empathie, 2011

17 Vergleiche Elinor Ostroms Regeln auf Seite 23

18 Acosta, Alberto: Buen vivir. Vom Recht auf ein gutes Leben, 2015

19 http://de.wikipedia.org/wiki/Ejido

20 Ostrom, Elinor: Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter, 2011

21 Das geht ja beim Markt auch nicht – historisch gesehen wurden Märkte der Gesellschaft aufgezwungen. Zudem überleben sie nur dank hochgradiger Regulierung. Vergleiche: Graeber, David: Schulden – die ersten 5000 Jahre, 2012

22 Kraftwerk1, Zürich, www.kraftwerk1.ch

23 Fabricius, Wolfgang: Kapital ohne Kundschaft, 2009

24 Gartenkooperative ortoloco, www.ortoloco.ch

25 UN Habitat (United Nations Human Settlements Programme, auch Weltsiedlungsgipfel genannt): State of the World's Cities 2010/2011; Nairobi, 2007; Seite 12

26 11. Jahrestagung ETH Forum Wohnungsbau – ETH CASE, 26. März 2015: Dr. Hugentobler, Margrit: Urbane Qualitäten und nachhaltige Lebensstile bedingen Dichte, Projekt ANANAS, www.ananas.net

27 Vergleiche: Serge Latouche in: Seidl, Irmi et al., Postwachstumsgesellschaft: «réévaluer, reconceptualiser, restructurer, redistribuer, relocaliser, réduire, réutiliser, recycler» (Seite 203)

28 An einem Vortrag an der ETH (27. August 2009) erklärte Dennis Meadows (Ex-Mitglied des Club of Rome), dass die einzig Erfolg versprechenden «Methoden», um den drohenden Klimawandel noch zu mildern, «Vertrauen» und «kulturelle Solidarität» seien. Dies darum, weil Menschen nur dann Veränderungen auf sich nehmen, wenn diese Menschen nützen, die sie persönlich kennen. Dies gilt vor allem für die gemeinsame Benutzung von Gütern, wodurch viele Ressourcen ohne Verzicht eingespart werden können («ein geteiltes Watt ist ein doppeltes Watt»). Vertrauen und kulturelle Solidarität brauchen funktionierende (und funktionale) Gemeinschaften.

29 Siehe Film «The Economics of Happiness» von Helena Norberg-Hodge, Steven Gorelick und John Page

30 Laut Hans Werder, Generalsekretär des Eidgenössischen Departements für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (UVEK), steht die Schweiz in der Infrastrukturpolitik vor gewaltigen Herausforderungen. Wie diese zu meistern sind, hatte der Bundesrat in seinem Strategiebericht über die Zukunft der nationalen Infrastrukturnetze aufgezeigt. Gemäss Werder belaufen sich die Kosten für Unterhalt, Modernisierung und Ausbau der nationalen Infrastrukturnetze bis ins Jahr 2030 auf rund 230 Milliarden Franken. Das sind im Durchschnitt 10 Milliarden pro Jahr. Bundesrätin Doris Leuthard hat angesichts dieser Kosten die Streichung der Steuerabzüge für Pendler vorgeschlagen und einen Aufschrei des Entsetzens vor allem bei der Autolobby ausgelöst. Siehe hierzu auch das Kapitel «Wo sind die ökologischen Grenzen?» Seite 76, in welchem die Messmethode «Planetary Boundary Allowance» vorgestellt wird.

31 Vergleiche: Knoflacher, Hermann: Virus Auto – Die Geschichte einer Zerstörung, 2009

32 Diese Typologie stimmt in weiten Teilen mit jener überein, die von Christopher Alexander et al. in «Eine Mustersprache, Städte – Gebäude – Konstruktion» (1977) beschrieben wird

33 Neils Boeing (2015) spricht vom «Recht auf das Werk», dass das blosse «Recht auf Lohnarbeit» ersetzen soll

34 Diese Einteilung entspricht im Wesentlichen derjenigen des offiziellen Raumplanungskonzepts des Bundes. Es werden dort allerdings weitere fünf «Regionen» ausgeschieden, die aber lediglich Sonderfälle (Gotthardraum, Jurabogen, Graubünden usw.) berücksichtigen. (Siehe: www.bit.ly/raumplanungskonzept)

35 Quelle: Auszug aus Bericht «Urbane Profile und Strategien in metropolitanen Territorien», Nationales Forschungsprogramm NFP 65 Neue Urbane Qualität, 2013. Leitung: Christian Schmid, Philipp Klaus und Caroline Ting.

36 Jacob, Jane: The Economy of Cities, 1970

37 Gehl, Jan: Städte für Menschen, 2015

38 Montgomery, Charles: The Happy City, 2013

39 Florida, Richard: Reset, 2010

40 Glaeser, Edward: Triumph of the City, 2011

41 Siehe Kapitel «Krisentauglich werden» auf Seite 72

42 Ein ausserordentlich aussagekräftiges Beispiel hierfür: Diener, Roger et al.: Die Schweiz, ein städtebauliches Portrait, 2005

43 Siehe Modellprojekt der Gemeinde Vrin in der Val Lumnezia, www.bit.ly/provrin

44 Gemäss Bundesamt für Statistik, «Räumliche Typologien», «Raum mit städtischem Charakter», 2012

45 Vergleiche: «Freizeitverkehr in der Schweiz», Bundesamt für Raumentwicklung, Bern, 2013 – sowie «Freizeitverkehr innerhalb von Agglomerationen», Hochschule Luzern, ITW, 2009

46 Siehe «Erläuternder Bericht zur Teilrevision vom 2. April 2014 der Raumplanungsverordnung», Bundesamt für Raumentwicklung ARE, www.are.admin.ch/themen/recht/04651

47 Denken wir nur an isolierte Inseln wie Fidschi, an Stadtstaaten wie Singapur oder an sehr grosse, schwach bewohnte Territorien wie Grönland – diese Ausnahmen bestätigen die Regel

48 Siehe Kapitel «Krisentauglich werden» auf Seite 72

49 Man redet hier oft von der nötigen «Verschweizerung» von Europa: vielleicht wäre das gar keine dumme Idee; auch dann, wenn das uns Schweizern eher peinlich ist
50 Kohr, Leopold: The Breakdown of Nations, 1957
51 Mason, Paul: Postkapitalismus, 2016
52 Die Schweizer Arbeitnehmerinnen verdienen etwa 300 Milliarden Franken pro Jahr. 3 Prozent sind also 10 Milliarden (weniger Verdienende bezahlen bloss 1 Prozent, Reichere 10 Prozent). Damit können wir (noch) Bankkredite von vielleicht 90 Milliarden Franken generieren. Geld lässt sich also finden, aber viel entscheidender ist es, zu definieren, was genau damit geschehen soll.
53 Siehe Tabelle Seite 63
54 Siehe Tabelle Seite 66
55 Mehr zu Commons siehe Seiten 19ff sowie 123
56 Siehe Elinor Ostroms Regeln auf Seite 23
57 Ostrom, Elinor: Was mehr wird, wenn wir teilen, 2011, Seite 85
58 Die Gesellschaft für Lokale Ökonomie ecoloc arbeitet mit diesem Konzept: www.ecoloc.org
59 Dyttrich, Bettina; Hösli, Giorgio: Gemeinsam auf dem Acker. Solidarische Landwirtschaft in der Schweiz, 2015
60 www.regionalevertragslandwirtschaft.ch
61 Hiss, Christian: Regionalwert AG. Mit Bürgeraktien die regionale Ökonomie stärken; Handbuch mit praktischen Hinweisen zu Gründung, Beteiligung und Umsetzung, 2014
62 Gemäss einer Studie der Oxford Martin School werden 47 Prozent der Arbeitsplätze in fortgeschrittenen Ökonomien durch Automation überflüssig werden. (Mason, 2016, Seite 284)
63 Siehe Mason, Paul: Postkapitalismus, 2016
64 Kurz, Robert: Geld ohne Wert, 2012 (innere Widersprüche der kapitalistischen Produktionsweise)
65 Seidl, Irmi; Zahnt, Angelika, (Hg.): Postwachstumsgesellschaft, 2010. Irmi Seidl listet jene Wachstumstreiber auf, die letztlich alle Ausdruck des intrinsischen Wachstumszwangs der kapitalistischen

Verwertungslogik selbst sind: Alterssicherung (Pensionskassen, AHV), Gesundheitswesen, Bildung (ist ein etwas ambivalenter und nicht so eindeutiger Bereich: so wie zunehmend ausgestaltet sowohl wachstumsabhängig als auch -treibend), Arbeitsmarkt, Konsum, Verteilungsgerechtigkeit, Unternehmen(sverfassung), Finanzmärkte, Banken, Steuerpolitik (ist nicht an sich wachstumsabhängig, aber -treibend), Staatsfinanzen.

66 Jackson, Tim: Wohlstand ohne Wachstum, 2011 (die Dekarbonisierung gelingt nicht innert nützlicher Frist – weniger privater Konsum ist nötig)

67 Stiglitz, Joseph (ein reumütiger Ökonom): Der Preis der Ungleichheit, 2012, Seite 36

68 Um den konkreten, stofflichen, lebenserhaltenden Wert von Dingen und Diensten statt nur den Geldwert wahrnehmen zu können, brauchen wir einen gesonderten Begriff: «Subsistenzproduktion – oder Lebensproduktion – umfasst alle Arbeit, die bei der Herstellung und Erhaltung des unmittelbaren Lebens verausgabt wird und auch diesen Zweck hat. Damit steht der Begriff der Subsistenzproduktion im Gegensatz zur Waren- und Mehrwertproduktion. Bei der Subsistenzproduktion ist das Ziel ‹Leben›. Bei der Warenproduktion ist das Ziel Geld, das immer mehr Geld ‹produziert›, oder Akkumulation des Kapitals. Leben fällt gewissermassen nur als Nebeneffekt an.» Aus: Bennhodt-Thomsen, Veronika: Geld oder Leben, 2010, Seite 12

69 Mason, Paul: Postkapitalismus – Grundrisse einer kommenden Ökonomie, 2016, Seite 272

70 Auch Peer-to-peer genannt. Siehe: Bauwens, Michel: Sauver le monde, 2015

71 Vier in Einem, www.vier-in-einem.de

72 Gibson, Katherine; Graham, Julie (Pseudonym: J. K. Gibson-Graham): Take Back the Economy, 2013

73 Ein solcher Prozess lässt sich z.B. heute bei den jährlichen Diskussionen über den Anbauplan bei der Gemüsekooperative orto-

loco beobachten. Da die Mitglieder nicht nur Gemüse beziehen, sondern auch eine bestimmte Zahl von Arbeitsstunden mitarbeiten, bezieht diese Planung beide Aspekte automatisch mit ein. Wer weniger Pastinaken essen will, bringt seinen Antrag ein.

74 Paech, Niko: Wachstumsdämmerung, Zeitschrift oya 7/11 sowie Hopkins, Rob; in Helfrich, Silke (Hg.): Commons; «Resilienz denken», Seite 45

75 Zolli, Andrew: Resilience, 2012 (Fallschirme bauen)

76 Latouche, Serge: Bon à casser, 2012 (über die «geplante Obsoleszenz»)

77 Stahel, Walter: The Performance Economy, 2006

78 «Technik» stammt von griechisch techne, was «Kunst» bedeutet

79 Seligman, Martin: Flourish – Wie Menschen aufblühen. Die Positive Psychologie des gelingenden Lebens. 2012 (Dazugehören als Resilienzfaktor) sowie Tarnutzer, Silvan; Bopp, Matthias; for the Swiss National Cohort Study Group: Healthy migrants but unhealthy offspring? A retrospective cohort study among Italians in Switzerland. BMC Public Health 2012, 12:1104 (soziale Netze tragen an sich zur Gesundheit bei).

80 In Rockström et al. 2009 sowie jüngst in Steffen et al. 2015:
Rockström et al. 2009: Rockström, Johan; Steffen, Will; Noone, Kevin; Persson, Åsa; Chapin III, F. Stuart; Lambin, Eric; Lenton, Timothy M.; Scheffer, Marten; Folke, Carl; Schellnhuber, Hans Joachim; Nykvist, Björn; de Wit, Cynthia; Hughes, Terry; van der Leeuw, Sander; Rodhe, Henning; Sörlin, Sverker; Snyder, Peter; Costanza, Robert; Svedin, Uno; Falkenmark, Malin; Karlberg, Louise; Corell, Robert W.; Fabry, Victoria J.; Hansen, James; Walker, Brian; Liverman, Diana; Richardson, Katherine; Crutzen, Paul; Foley, Jonathan; 2009, Planetary boundaries: Exploring the safe operating space for humanity. Ecology and Society 14(2): 32. www.bit.ly/rockstroem2009
Steffen et al. 2015: Steffen, Will; Richardson Katherine; Rockström, Johan; Cornell, Sarah E.; Fetzer, Ingo; Bennett, Elena M.;

Biggs, Reinette; Carpenter, Stephen R.; de Vries, Wim; de Wit, Cynthia A.; Folke, Carl; Gerten, Dieter; Heinke, Jens; Mace, Georgina M.; Persson, Linn M.; Ramanathan, Veerabhadran; Reyers, Belinda; Sörlin, Sverker; 2015, Planetary boundaries: Guiding human development on a chang-ing planet. Science Vol. 347 Issue 6223, p. 1259855. www.bit.ly/steffen2015

81 Siehe www.doka.ch/publications.htm. Das mehrdeutige «Allowance» bedeutet so viel wie eine Zuteilung, eine Ration, eine Pauschale, ein Taschengeld. Nicht umgesetzt werden konnte die Grenze für «Versauerung der Ozeane». Für «weitere chemische und biologische Verschmutzungen» fehlt in Steffen et al. 2015 eine konkrete Obergrenze.

82 Siehe «Panorama Mobilität und Verkehr», Bundesamt für Statistik, Februar 2016: www.bit.ly/panorama-verkehr

83 Total 3200 km pro Jahr gegenüber 2200 km im Jahr 2005 und 3070 km im Jahr 2010

84 Siehe «Gesamt-Umweltbelastung durch Konsum und Produktion der Schweiz», Umwelt-Materialien Nr. 1111, Bundesamt für Umwelt BAFU, Juni 2011: www.bit.ly/umweltbelastung

85 Siehe «Lebensmittelverluste in der Schweiz – Ausmass und Handlungsoptionen», WWF Schweiz, Oktober 2012: www.bit.ly/lebensmittelverluste

86 Im Jahr 2015 waren es 51,35 Kilogramm pro Person, gemäss «Der Fleischmarkt im Überblick», Proviande Schweiz, April 2016: www.bit.ly/fleischmarkt

87 2000 km × 0.035 Eh/km = 70 Belastungs-Einheiten

88 www.ecofaubourgs.com

89 Vergleiche «Gated Communities», www.bit.ly/reichen-ghetto

90 «Leutschenbach», ausgesprochen von einem afrikanischen Asylbewerber, der dort in einer Unterkunft wohnt. Auf Swahili heisst «Lo, shamba!» zufälligerweise: «Wow, ein Stück Land!»

91 Kahneman, Daniel: Thinking Fast and Slow, 2011, Seite 394: sogar Arbeit macht weniger unglücklich; am glücklichsten macht

«ein mit Freunden verbrachter Tag». (Sex macht aufs Leben umgelegt nicht so glücklich, weil er relativ kurz dauert.)

92 Das erinnert mich an meinen Freund S., der damals, als die Lacoste-Leibchen noch etwas Besonderes waren, das Krokodil fein säuberlich entfernte, so dass nur er selbst wusste, dass er ein Lacoste-Leibchen trug. Ausser mir natürlich, der ihn damals bei dieser kniffligen Arbeit ertappte. Es gibt heute spezialisierte Werkstätten, wo man Logos aus Klamotten entfernen lassen kann. Auch den dritten Adidas-Streifen kriegt man weg, wenn auch mit Mühe.

93 Hänggi, Marcel: Ausgepowert, 2011, Seite 76

94 Ältere Sozialdemokraten mögen sich noch an den Artikel ihres Parteigenossen Karl Bürkli im Volksrecht vom 18. Juli 1898 erinnern, der Sozial-, Volks-, Proletarier- oder Konsumpaläste nach dem Modell der Bourgeoispaläste vorschlug: «Solche Bourgeoispaläste gibt es ja im Schweizerland zu hunderten, unsere Fremdenhotels sind ja weltberühmt und wegen ihres Comforts, den sie den Fremden bieten, mustergültig; aber in einem solchen Hotel, es mag noch so gross sein, für hunderte von Fremden Schlafräume und Zimmer haben, findet man doch nur eine Küche, nur einen Keller, nur ein Restaurant, wo jeder nach der Karte oder an der table d'hôte speisen kann, exakt so wie im Proletarierpalast, nur raffinierter, aber auch teurer.»

95 BFU, 2012: 24 Prozent

96 «Von den 22.5 Stunden Hausarbeit, die laut unserer Stichprobe (Auswahl der Fälle wird weiter unten beschrieben) durchschnittlich pro Woche in einem Paarhaushalt anfallen, erledigt der Mann im Durchschnitt 5.7 und die Frau 16.8 Stunden. Männer erzielen im Durchschnitt 70 Prozent des Einkommens beider Partner und erledigen 30 Prozent der Hausarbeit, während Frauen 30 Prozent des Einkommens erzielen und 70 Prozent der Hausarbeit erledigen.» (Statistik-Hausarbeit bei Dr. Klaus Haberkern; FS 2011, Soziologisches Institut, Universität Zürich) Das BfS geht sogar

von 44,6 Std. Haushaltarbeit für den Normhaushalt aus – ein Vollzeitjob! (Tages-Anzeiger, 27.5.2014, Seite 6)

97 Im Hotel Waldhaus Sils-Maria***** bedienen 154 Angestellte 290 Gäste. Wenn man einiges selber macht (Zimmerservice 22 - Wäscherei bleibt bei 11; Kulturprogramm 3; Service 16 statt 33 usw.), die Verwaltung reduziert und die Gastronomie (3-Gang-Menu statt 5) einfacher gestaltet, dann kommt man mit der Hälfte gut durch. (Baufachzeitschriften TEC21, offizielles Publikationsorgan des SIA: www.bit.ly/waldhaus-sils)

98 Haug, Frigga: Die Vier-in-Einem-Perspektive, 2012; www.vier-in-einem.de

99 P.M., The Power of Neighborhood and the Commons, Autonomedia New York, 2014, Seite 50

100 Wissenschaftler haben sich schon lange darüber gewundert, dass noch keine intelligenten Wesen aus dem All uns besucht haben. Leider spricht es gerade für ihre Intelligenz, dass sie das noch nicht getan haben: wer würde schon freiwillig einen solchen Planeten besuchen wollen! Nach der GH-Revolution könnte es allerdings nötig werden die intergalaktische Masseneinwanderung mit Kontingenten zu kontrollieren.

101 Habermann, Friederike: Ecommony. UmCARE zum Miteinander, 2016

102 Baier, Andrea; Müller, Christa; Werner, Karin: Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself, 2013

103 Preissing, Sigrun: Beitragen und äquivalentes Tauschen, Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach, 2016, Seite 395

104 Vergleiche Gröbly, Thomas in: Borsani, Fausta; Gröbly, Thomas (Hg.): Zwischen Fairtrade und Profit. Wer sät der erntet – oder doch nicht, 2016

105 www.loomio.org

106 Siehe Kapitel «Nahversorgung in Pantoffeldistanz» Seite 15

107 Zeitschrift «MONU» (Board Publishers, Rotterdam; englisch), Themenfokus «Communal Urbanism», Ausgabe 18, 2013

Anhang

Kennziffern Modellnachbarschaft

Grundfläche:	10‘000 m^2	Pro Parzelle
Blockrandbau:	90 × 90 m	
Gebäudetiefe:	14 m	
Innenhoffläche:	3844 m^2	Pro Parzelle
Geschossfläche:	4256 m^2 pro Geschoss	inkl. Wände, Balkone, Erschliessung
Bruttogeschoss-fläche (BGF):	3806 m^2 pro Geschoss	Nach Abzug für Balkone/Loggias und Durchgänge = 450 m^2
Vermietbare Nettofläche:	2665 m^2 pro Geschoss	Ohne Wände, Erschliessung; 70 % der Bruttogeschossfläche
Wohnen:	35 m^2 × 500 = 17‘500 m^2	Bei 20 m^2 pro Person jedoch nur 10‘000 m^2
Reserve:	1731 m^2	Für spezielle Wohnbedürfnisse (z.B. für Menschen mit Beeinträchtigungen) oder für Gemeinschaftsflächen auf den Geschossen
Infrastruktur:	1270 m^2	Erdgeschoss
Übrige Arbeits-fläche:	1395 m^2	Restliches Erdgeschoss; für Werkstätten, Gewerbe usw.
Summe Netto-fläche:	21‘896 m^2	17‘500 + 1731 + 1270 + 1395 = 21‘89 m^2 (bei 20 m^2/Pers. jedoch nur 14‘396 m^2)
Geschosszahl:	8.2	Summe Nettofläche / HNF 21‘896 m^2/ 2665 m^2 = 8.2 (bei 20 m^2/Pers. nur 5.4 Geschosse)
Ausnutzung:	2.18	Summe Nettofläche/Grundfläche 21‘896 m^2 / 10‘000 m^2
Parzellen-Dichte:	500 Personen pro Hektare	
Ungefähre Sied-lungsdichte:	170 Personen pro Hektare	inkl. anteilig Strassen, Parks, öffentliche Infrastrukturen. Zum Vergleich: höchste Dichte der Schweiz: Basel, Matthäus-Quartier = 275 Personen pro Hektare

Landbedarf für Lebensmittelproduktion

(Schätzungen)

Produkt roh	verar-beitet	Person/ Woche	500 Pers./W.	pro Jahr	Anbau/ Futterfläche
Gemüse		2 kg	1000 kg	50‘000 kg	2,5 ha
Milch		2 l	1000 l		
	Joghurt	0,4 l	200 l		
	Käse	0,3 kg	150 kg		
	Butter	0,2 kg	100 kg		
				260‘000 l	60 Kühe, 30 ha
Eier		4 Stk.	2000 Stk.	5000 kg	500 Hühner, 5 ha
Getreide	Brot	1 kg	500 kg		
	Pasta	1 kg	500 kg		
				50‘000 kg	15 ha
Kartoffeln		1 kg	500 kg	25‘000 kg	1 ha
Früchte	Most	3 kg	1500 kg	75‘000 kg	8 ha
Fleisch		0,6 kg	300 kg	15‘000 kg	Rind 12 t, 17,5 ha Schwein 3 t, 5 ha
Total			5, 76 t	300 t	85 ha
				tierisch:	57,5 (68 %)
				pflanzlich:	27,5 ha

Bemerkung: In der Schweiz gibt es momentan noch ca. eine Million Hektar (ha) Kulturland. Das sind 71,42 ha pro Nachbarschaft (14‘000). Mit weniger tierischen Produkten würde das sogar für eine weitgehende Selbstversorgung ausreichen. Dies erst recht, bei einem Verbrauch gemäss PBA-Menü auf Seite 78. Es gibt jedoch keinen Grund, warum nicht auch Getreide aus Frankreich, Sonnenblumenöl aus Ungarn oder Tomatenpüree aus Italien stammen sollten, vorausgesetzt der Austausch ist fair, nachhaltig, persönlich und direkt.

Erweiterte Infrastruktur Mikrozentrum

(Schätzungen)

	Fläche m^2	Investition CHF	bezahlte Stellen [A]	freiwillige Arbeit h/Jahr	Stunden/ Woche/ Person
Lebensmittel-depot [B]	300	50'000	1	10'220 [C]	0,56
Bäckerei	30	50'000		1460	0,08
Verarbeitung	30	10'000		1460	0,08
Gastro [D]/Bar/ Réception	300 [E]	500'000	2	23'360	1,28
Bibliothek	30	5'000		50	0,002
Tauschlager	50	500		740	0,028
Textil	30	500		3650	0,04
Wäscherei	50	10'000		3650	0,04
Reparatur-werkstätte	30	5'000		365	0,02
Bad [F]	300 [E]	200'000	1	950	0,052
Ruheraum	30	4'000		980	0,053
Kinderraum	60 [E]	4'000		3650	0,2
Verwaltung usw.	30	10'000	2	0	
Landarbeit				(5480)	(0,30)
Total	1270	849'000	6	56'015 ~ 30 Stellen	~ 3 [G]

Legende:

Grau hinterlegt: örtlich zusammenhängend (= Mikrozentrum)

A eher knapp berechnet

B Basis: Zwei Drittel des Lebensmittelbedarfs:
200 CHF × 12 × 500 = 1'200'000 CHF
also exkl. Kaffee, Tee, Salz, Zucker, Reis, Wein, Gewürze usw.

C Schätzungen, eher grosszügig, Öffnungszeit 8 bis 22 Uhr, danach kombiniert mit Restaurant/Bar/Rezeption (Annahme: die Nachbarschaft hat zehn Gästezimmer)

D minimal drei Mal essen pro Woche (je 150 Personen)

E plus Aussenraum

F geschätzt auf der Basis des Bads der Sargfabrik Wien; www.sargfabrik.at

G bei 350 Arbeitsfähigen (ohne Kinder und sehr Alte)

Bemerkung zur nebenstehenden Tabelle: Selbstverständlich lässt sich die Gratisarbeit der Bewohnenden durch mehr bezahlte Stellen ersetzen. Wenn sie zum Beispiel auf 12 verdoppelt werden (was für Nutzungen wie Restaurant, Werkstätten usw. ideal wäre), dann sinkt die nötige Gratisarbeit von 56‘000 auf 46‘000 Stunden/Jahr oder auf 2,5 Stunden/Woche/Person. Im gleichen Mass erhöhen sich allerdings die monetären Betriebskosten, die sich auf Preise/Mieten/Nebenkosten auswirken.

Es wird im konkreten Fall also darum gehen, gewünschte Nutzungen (Verzicht aufs Bad? Kürzere Öffnungszeiten?) gegen Lohnkosten, tragbare Gratisarbeit, professionelle Effizienz (professionalisierte Arbeit braucht wahrscheinlich weniger Arbeitsstunden als freiwillige) und lebensgerechte Tätigkeit am Arbeitsplatz abzuwägen. Je nach individueller oder allgemeiner Wirtschaftslage wird die Antwort unterschiedlich ausfallen.

Die Zahlen in der obigen Tabelle geben also nur plausible Grössenordnungen an und müssen je nach Betriebskonzept neu errechnet werden.

Die Kosten der erweiterten Infrastruktur werden teils durch die Preisgestaltung, teils via Nebenkosten (z.B. ein einkommensabhängiger Infrastrukturbeitrag) zusätzlich zur Miete getragen.

Am einfachsten, gerechtesten und betriebwirtschaftlich zuverlässigsten ist es wohl, wenn die Gratisarbeit als obligatorischer Beitrag geleistet wird (das Mehr-Generationen-Haus «Giesserei» in Winterthur-Hegi verlangt 36 Stunden pro Jahr und Bewohner). Bei der grossen Zahl von Mitwirkenden ist dabei eine ebenso grosse Flexibilität der Einsätze und eine gewisse Grosszügigkeit bei längerem Aussetzen gewährleistet. Schlechte Gefühle (Ausgenütztwerden, Schuldgefühle) werden so vermieden.

Wohnungsmix

Grundüberlegungen (Basis durchschnittlich 30 m^2 pro Person, × 500 = 15'000 m^2):

— Flächenbedarf minimieren
— unterschiedliche Flächenbedürfnisse zulassen
— vielfältige Wohn- bzw. Lebensformen zulassen
— günstige Wohnformen ermöglichen (Einzelzimmer)
— Flexibilität ermöglichen, aber gewisse Formen vorgeben: daher viele kleine Wohnungen (35 %), die auch wieder gruppiert sein können (informelle Combis)
— das gesellschaftliche Leben im Erdgeschoss, im Mikrozentrum, privilegieren (auch darum kleine Wohnungen und Zimmer), damit nicht allzu viele parallele Infrastrukturen entstehen (Kosten, Ökologie, Küchenvermehrung vermeiden: Tee-Küche plus WG-Küche plus Zentralküche)
— kleinere Formen des Gemeinschaftslebens (Combi, WG, Halle) ermöglichen, aber nicht fördern (20 %)
— typische Familienwohnungen reduzieren
— Combis (Ex-Clusters) und WGs haben eine grosse Küche, Combis auch noch einige dezentrale Teeküchen. Beide haben mehrere Du/WC, Combi je privat, WG im Gang. Beide Wohnformen, sowie auch die Halle, können einen internen Generationen/Familien/Lebensformen-Mix je nach Wunsch haben
— Die Pension hat keine Küche und keinen Aufenthaltsraum, diese sind im Mikrozentrum
— Warum gibt es keine 5-Zimmer-Wohnung? Ein Teil der 3-, 4- und 6-Zimmer-Wohnungen liegen nebeneinander und haben Zimmer, die zu der einen oder anderen Wohnung geschlagen werden können. Zusammen mit den Jokerzimmern wird der Mix flexibilisiert.

Kosten:
Wenn man pro Quadratmeter 20 Franken pro Monat (=240/Jahr) rechnet, dann kostet die 4-Zimmer-Wohnung 1800 Franken, das Zimmer ohne Dusche/WC 320 Franken. Ein WG-Zimmer kostet 430 Franken, ein Combi-Teil 600 Franken (mehr Fläche, mehr Komfort; siehe Studio: 700 Franken).

Anzahl	Wohnungstyp	Fläche	Personen		Fläche alle
10	Zimmer ohne Du/WC [A]	16 m^2	10	~2 %	160 m^2
20	Zimmer mit Du/WC [B]	20 m^2	20	~2 %	400 m^2
32	Studios Du/WC/Teeküche [B]	35 m^2	40	~8 %	1120 m^2
60	2-Zi-Whg. Du/WC/Teeküche [B]	60 m^2	80	~16 %	3600 m^2
41	3-Zi-Whg. Du/WC/Teeküche [C]	70 m^2	63	~13 %	2870 m^2
21	4-Zi-Whg. Du/WC/Kü, 3 Pers.	90 m^2	70	~14 %	1890 m^2
10	6-Zi-Whg. Du/WC/Kü, 5 Pers.	140 m^2	50	~10 %	1400 m^2
3	Combi, je 14 Pers.	420 m^2	52	~10 %	1260 m^2
5	WG, je 14 Pers.	300 m^2	70	~14 %	1500 m^2
1	Pension, 20 Pers., mit Du/WC	400 m^2	25	~5 %	400 m^2
1	Halle, 20 Pers.	400 m^2	20	~4 %	400 m^2
204	Total		500		15'000 m^2

Legende:
A Diese Zimmer werden als Jokerzimmer an Wohnungen angeschlossen.
B Eher für eine Person, seltener auch zwei.
C Eher für zwei Personen, seltener auch für eine. Die Teeküche kann auch mit einer mobilen Küche up-gegradet werden.

Bibliographie

— Baier, Andrea; et al.: *Stadt der Commonisten,* 2013
— Bauwens, Michel: *Sauver le monde,* 2015
— Bennhodt-Thomsen, Veronika: *Geld oder Leben,* 2010
— Boeing, Niels: *Von wegen,* 2015
— Bollier, David: *Think Like A Commoner,* 2014
— Borsani, Fausta; Gröbly, Thomas (Hg.): *Zwischen Fairtrade und Profit,* 2016
— Demmeler, Martin: *Ökobilanz eines Verbrauchers regionaler Bio-Lebensmittel,* 2000
— Dürr, Hans-Peter: *Warum es ums Ganze geht,* 2009
— Dyttrich, Bettina: *Gemeinsam auf dem Acker,* 2015
— Fabricius, Wolfgang: *Kapital ohne Kundschaft,* 2009
— Florida, Richard: *Reset,* 2010
— Fraser, Steve: *The Age of Aquiescence,* 2015
— Gardner, Brian: *Global Food Futures,* 2013
— Gehl, Jan: *Cities for People,* 2016
— Gibson-Graham, J. K.: *Take Back the Economy,* 2013
— Glaeser, Edward: *Triumph of the City,* 2011
— Graeber, David: *Schulden,* 2012
— Habermann, Friederike: *Ecommony,* 2016
— Hänggi, Marcel: *Ausgepowert,* 2011
— Helfrich, Silke; Heinrich Böll Stiftung (Hg.): *Commons,* 2012
— Helfrich, Silke; Bollier, David; Heinrich Böll Stiftung (Hg.): *Die Welt der Commons,* 2015
— Hiss, Christian: *Regionalwert AG,* 2014
— Hochstrasser: Franz, *Konsumismus,* 2013
— Illich, Ivan: *Selbstbegrenzung,* 1975 (1973)
— Jackson, Tim: *Wohlstand ohne Wachstum,* 2011
— Jacob, Jane: *The Economy of Cities,* 1970

— Kahneman, Daniel: *Thinking Fast and Slow,* 2011
— Knoflacher, Hermann: *Virus Auto,* 2009
— Kohr, Leopold: *The Breakdown of Nations,* 1957
— Kurz, Robert: *Geld ohne Wert,* 2012
— Largo, Remo: *Das passende Leben,* 2017
— Latouche, Serge: *Bon à casser,* 2012
— Lefebvre, Henri: *Das Recht auf Stadt,* 2016
— Mason, Paul: *Postkapitalismus,* 2016
— Montgomery, Charles: *The Happy City,* 2013
— Neustart Schweiz: *Das Buch NUR,* 2015
— Neustart Schweiz: *«The Power of Neighbourhood» und die Commons* (deutsch), 2014
— Nordmann, Roger: *Atom- und erdölfrei in die Zukunft,* 2011
— Ostrom, Elinor: *Was mehr wird, wenn wir teilen,* 2011
— Owen, David: *Green Metropolis,* 2009
— P. M.: *Computer und Kartoffeln,* 2013
— Pfaller, Robert: *Kurze Sätze über gutes Leben,* 2015
— Pfluger, Christoph: *Das nächste Geld,* 2015
— Preissing, Sigrun: *Beitragen und äquivalentes Tauschen*, 2016
— Rifkin, Jeremy: *The Zero Marginal Cost Society,* 2014
— Seidl, Irmi; Zahnt, Angelika (Hg.): *Postwachstumsgesellschaft,* 2010
— Sennett, Richard: *Zusammenarbeit,* 2012
— Stahel, Walter: *The Performance Economy,* 2006
— Stiglitz, Joseph: *Der Preis der Ungleichheit,* 2012
— Stiglitz, Joseph: *The Great Divide,* 2015
— Tiddens, Harris C.M.: *Wurzeln für die lebende Stadt,* 2014
— Wilde, Oscar: *The Soul of Man under Socialism,* 1891
— Žižek, Slavoj: *Trouble in Paradise,* 2015
— Zolli, Andrew: *Resilience,* 2012

Impressum

September 2016; online-Version: Mai 2019

Herausgeber:
Verein Neustart Schweiz
CH-8000 Zürich
www.neustartschweiz.ch

Verlag:
Edition Volles Haus
by ecoloc GmbH
www.volleshaus.ch

Inhalte (in alphabetischer Reihenfolge):
Kim Jana Degen, Gabor Doka, Fred Frohofer, Thomas Gröbly, Silke Helfrich, Andreas Hofer, Werner Vontobel und Hans E. Widmer

Layout und Produktion:
Fred Frohofer, CH-8003 Zürich, www.frohofer.ch

Schriften:
Font-Family «Lido STF»

Urheberrecht:
Creative Commons-Lizenz «BY-SA 4.0 international». Inhalte dürfen somit genutzt, ergänzt und verbreitet werden, solange Veränderungen erkenntlich sind, «Neustart Schweiz» als Autor genannt wird und die Weitergabe unter der selben Lizenz erfolgt. Mehr Infos: www.creativecommons.org

Dem gemeinnützigen Verein **Neustart Schweiz**, der dieses Buch ermöglichte, kannst du gerne als Mitglied beitreten:

www.neustartschweiz.ch

Spenden, für künftige Aktionen und Publikationen, nehmen wir dankend entgegen:

Neustart Schweiz, CH-8000 Zürich
Alternative Bank Schweiz (ABS), CH-4601 Olten
IBAN: CH09 0839 0031 0745 1000 7
Bankclearing: 8390
Konto: 310.745.100-07
Postkonto der ABS: 46-110-7